[illegible]

Pag 171.

P. C. Geifsler gez. d. Carl Mayer's Kunst-Anstalt. Nbg.

2.55.61.

Schicksale
der
Familie v. Schwarzburg
oder:
Gottes Führungen sind wunderbar.

Eine charakteristische Erzählung
aus der Zeit Kaiser Heinrich des Vierten.

Für die gesammte edle Lesewelt
namentlich
die reifere Jugend bearbeitet.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg.
v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.
1846.

255. B. 1.

Schicksale
der
Familie v. Schwarzburg
oder:
Gottes Führungen sind wunderbar.

Eine charakteristische Erzählung
aus der Zeit Kaiser Heinrich des Vierten.

Für die gesammte edle Lesewelt
namentlich
die reifere Jugend bearbeitet.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg.
v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.
1846.

255. B. 1.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

lieben deutschen Jugend

so wie

allen edlen Lesern

gewidmet

vom

Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Mutter der Kinder und der Unterthanen.

Das Christenthum, jene erhabenste aller Doktrinen, das den verirrten Erdenpilger, aus dem Abgrunde bodenloser Tiefe wieder hinaufgeleitet hat auf den Pfad, der zu den heiligen Höhen des Herrn führt; das jeden Menschen über seine Stellung in den Wirrsalen dieses Erdenlebens und über alle seine Verhältnisse die erschöpfendsten Belehrungen ertheilt: es hat auch dem Weibe seine ihm in der menschlichen Gesellschaft gebührende Stellung wieder angewiesen, und unaussprechlich hold und liebenswürdig strahlt die christliche Mutter unter dem erhabenen Schutzmantel der heiligen Religion. Seit jener Katastrophe des Falles der ersten Eva, ruhte auf dem Weibe ein Doppelfluch, und die Satzungen des alten Judenthums, so wie die drückenden Gewohnheiten des finstern Heidenthums hielten das Weib unter dem Joche elender Knechtschaft, schlossen es fast gänzlich von der menschlichen Gesellschaft aus. Auch in unsern Zeiten noch hält des Islams fanatischer Verehrer sein Weib eingeschlossen zwischen den vier Wänden seines Harems, und läßt es daselbst verdumpfen und versiechen. Das Christenthum hat uns, wie gesagt, zuerst über die wahre Stellung des Weibes Aufschluß gegeben; die hocherhabne Würde der hochgebenedeiten zweiten Eva warf ihre be-

seligenden Strahlen auf das schwache weibliche Geschlecht, und ließ uns dessen wahre Würde erkennen.

Die christliche Mutter ist von dem Allerhöchsten mit dem erhabensten Geschäfte beehrt: sie ist bestimmt, seine Mithelferin zu sein in der Erziehung des Kindes, das ein heiliger Gegenstand ist; sie ist bestimmt, die erste Bildung des ihrer zarten Pflege anvertrauten Zöglings zu besorgen, ihm die ersten Triebe der schönsten Himmelstochter, der kindlichen und göttlichen Liebe einzuhauchen. Nicht blos ist ihre mütterliche Brust gleich einem Quell des physischen Lebens mit den süßesten Fluthen gefüllt: auch ihr Herz ist mit Strömen innigster Liebe und lieblichster Empfindungen geschwellt, welche ihr alle zahllosen Mühen und Nachtwachen so wundersam versüßen, so daß sie, wenn nur einmal der Säugling zu ihr hinauflächelt, derselben gänzlich vergißt. *) Und rückt dann in des Lebens ersten Frühling jene ernste Stunde heran, wo das Kind zum Selbstbewußtseyn gelangt, über das Geheimniß des Lebens nachsinnet und seine verlockenden Blüten und Früchte betrachtet, da steht ihm die Mutter wie ein schützender Engel zur Seite, und lenkt seine strauchelnden Füßlein durch das Gestrüppe drohender Jugendgefahren. Sie entwickelt den in ihm gelegten Keim der göttlichen Liebe, und gießt und pfleget ihn, auf daß er wachse und werde zum Baume, der labende Früchte bringt und die Mühebeladenen in seinen erquickenden Schatten aufnimmt.

Doch die Mutterschaft einer christlichen Mutter erstreckt sich, wenn auch vorzüglich, doch nicht allein; auf

*) Sieh Stunden der Andacht. Wien 1833.

ihre Kinder; sie umfängt mit den Armen christlicher Liebe auch ihre Untergebenen, sie ist auch Mutter den Hülfsbedürftigen und Armen, sie gießt lindernden Balsam in die klaffende Wunde des Unglücks. Und ist dies auch Pflicht für Jeden, den der Sonne Strahl beleuchtet, so ist und bleibt es doch vorzugsweise das süße Geschäft des Weibes, der christlichen Mutter. Eine solche zärtliche Mutter in dieser doppelten Hinsicht war auch die Gräfin Adelheide von Schwarzburg.

Graf Heribert von Schwarzburg war mit seinem ältesten Söhnchen, Willerich, das kaum 12 Jahre zählte, zu seinem benachbarten Freunde, Kuno von Waldburg geritten, dessen Burg ungefähr 5 Stunden von der seinigen entfernt lag. Der Morgen, zu häuslichen Geschäften verwendet, war der Gräfin schnell verschwunden; sie dachte den Nachmittag, die kranke Frau des Heinrich Velt zu besuchen, der in den gräflichen Gehölzen wohnte. Hellleuchtend stand des Tages herrliches Gestirn am wolkenlosen Himmelszelte, und verbreitete eine derartige Schwüle durch den ganzen Luftkreis, daß manches einsam blühende Blümchen sein Köpfchen sinken ließ, und der Wanderer auf steilem Pfade sich recht oft in den kühlen Schatten eines nahen Strauches legte. Doch Gräfin Adelheide ließ sich nicht abhalten, ihr Geschäft christlicher Liebe auszuüben, und begab sich nach beendeter Mittagstafel mit ihren beiden Kindern, Adelbert und Agnes, auf den Weg. Die holden Kleinen sprangen hüpfend und spielend vor ihr her, und brachten bald dieses bald jenes Blümchen zur lieben Mutter, weil sie wußten, daß ihr dieses sehr lieb sei. Für Adelheide nämlich war Gottes freie Natur auch ein großes Buch,

das sie die Macht des Schöpfers erkennen ließ, und in das sie recht oft hineinschaute. Jedes Blümchen hielt sie ihrer Betrachtung werth, bewunderte an ihm die künstliche, wundervolle Einrichtung, und wußte für die Kinder manche herrliche Lehre daran zu knüpfen. Zuerst machten die muntern Kleinen sie aufmerksam auf die im Schloßgarten durch die heiße Sonne der letzten Junitage schon aufgeblühete Lilie. Hellglänzend wie frischgefallener Schnee blickten die makellosen Blüten zu ihnen herauf, und ergötzten sie durch den ätherischen Duft, den ihr jüngst erschlossener Kelch aushauchte. „Kinder," sprach Adelheide, „betrachtet einmal diese herrliche Blume, die im Glanze fleckenloser Reinheit dasteht. Ist sie nicht das wahre Bild eines reinen, jungfräulichen Herzens? So weiß und makellos muß auch stets euer Inneres im Schimmer ungetrübter Keuschheit sein, auf daß ihr wahrhaft ein Tempel des heiligen Geistes seid und einst dem schneeweißen Lamme folgen könnet in die Wohnung des Allerreinsten. Bestrebet euch deshalb immer, du der heiligen Agnes, du dem heiligen Adelbert, jenen hellleuchtenden Sternen, strahlend im schneeigen Gewande der Reinheit, in allen Lebensaugenblicken nachzuahmen, und auch ihr werdet, wie jene der Lilie gleich sein, die in unvergleichlicher Helle glänzt und duftenden Wohlgeruch nach allen Seiten spendet."

So sprechend wandelte sie voran, das Burgthor hinaus. Aber die Kleinen sannen still mit hängenden Köpfchen der Rede der Mutter nach und blickten zuletzt mit ihren blauen Augen zu ihr hinauf. Adelheide verstand ihren Blick, und drückte sie in seelenvollen Genuße mütterlicher Liebe an das schneller schlagende Herz.

Der Weg führte durch Wiesen und Felder, bis sie in den gräflichen Wald kamen. Hier lag auf grünendem Rasen beschattet von thurmhohen zweihundertjährigen Eichen, welche die riesigen Aeste mächtig himmelan streckten, ein kleines niedliches Kapellchen, genannt das „Kirchlein der Mutter des Herrn zu Liebeinsam.“ Eingetreten in das heilige Dunkel des Waldes, wollte Adelheide zuerst Liebeinsam besuchen, und dort ihre Seele vor dem Allerhöchsten ausschütten. Als die Kinder den Entschluß der Mutter vernahmen, jubelten sie vor Freude; denn auch ihnen war Liebeinsam längst das liebste Plätzchen ausserhalb des Schlosses. Bald war man daselbst angelangt, und die fromme Gräfin kniete vor dem herrlichen Altare, auf dessen Blatte die Mutter der Gnade mit dem lieblich lächelnden Jesukindlein abgebildet war, nieder, und trug der Gnadenvollen alle Besorgnisse und Bitten vor. Hinter ihr hoben die holden Kleinen ihre niedlichen Händchen zum Jesukinde empor, und es muß ein rührender Anblick gewesen sein, diese liebliche Gruppe in Andacht vertieft zu sehen. Nach einiger Zeit jedoch schliechen sich die Kleinen unbemerkt weg, kamen aber bald zurück und reichten der Mutter zwei Kronen dar, geflochten aus dem letzten Schmucke der Rosen, die Agnes im Schloßgarten gepflückt hatte, und aus blauen Cyanen. Die Mutter errieth ihren Wunsch, und hängte beide am Altare auf. Zugleich aber sprach sie noch folgende belehrende Worte zu den Kleinen: „Diese Kränze sind ein Sinnbild des größten Schatzes des Menschen. Das herrliche Blau der Cyanen, das dunkle Grün der Rosenblätter und das liebliche Roth der Rosen sinnbilden jene drei Tugenden, die wir die göttlichen nennen,

weil sie vom Throne der Gottheit zu uns herniederkommen: Glaube, Hoffnung und Liebe. Die drei in einen herrlichen Kranz verschlungen, bilden die größte Zierde des Menschen; diesen Kranz auf seine Stirne gedrückt, wird er, was er sein soll, ein wahrer Himmelsbürger. Suchet deshalb diesen schönen Kranz des Lebens euch zu winden, dessen Blüten nimmer verwelken. Wie aber die herrlich prangende Rose vor allen andern hervorstrahlt, so ist auch die Liebe die höchste aller Tugenden, und es muß deshalb euer stetes Bemühen sein, vor allem die Liebe zu besitzen und zu üben, Allen in Liebe Alles zu sein."

Und die Kleinen knieten nieder, und ihr inniges kindliches Gebet war der Mutter mehr als eine Antwort. Endlich war es Zeit zum Weitergehen, und die Kinder sprangen munter in den schattigen Forst hinein. Bald bemerkte Adelbert einen schönen Schmetterling, und zog Mutter und Schwester mit seitswärts ins Gehölz hinein, um das liebliche Thierchen zu fangen. Adelheide ging getrost mit, merkte sich Bäume und Sträuche, um so wieder auf den Weg gelangen zu können. Der Schmetterling flog aber bald hier bald dorthin, so daß sie sich immer weiter in die Holzung vertieften.

Während dessen aber hatte sich, was bei der großen Schwüle unausbleiblich war, der Himmel aus Nordwest düster überzogen. Donner verkündende Gewitterwolken thürmten am blauen Aether auf; die Sonne warf ihre goldgelben Strahlen in das graue Wettergewölk, und dieser scharfe Contrast erregte einen eigenen melancholischen Eindruck. Die Heerden zogen heim, die Vögel flogen schwirrend durch die Luft, und eilten dem heimischen Neste zu, um die junge Brut zu beschirmen; alle Men-

schen sputeten sich, um daheim zum schirmenden Hause zu kommen. Unsere Wanderer standen noch sorgenlos da, und bewunderten die bunte Farbenpracht, den schimmernden Goldschmelz auf dem Flügelwebe des Schmetterlings, den Adelbert zu seiner größten Freude soeben erhascht hatte. Da auf einmal theilte sich das Gewölk. Ein zuckender Wetterstrahl schlängelte hervor, und wie von elektrischem Schlage getroffen standen unsere Wanderer da. Doch ehe sie noch ein Wort hervorbrachten folgte als Antwort ein furchtbar hallender Donner, der den bedräueten Erdball unter seiner allgewaltigen Wucht zu zermalmen schien. Wie die Küchlein unter die Flügel der Henne, so drängten sich auch die Kinder an der Mutter Seite und umklammerten sie fest. Adelheiden blieb nichts übrig, als in heißem Gebete zum Herrn aufzublicken. Unterdessen riß sich der Sturm von allen Fesseln los, und schüttelte gewaltig die dichte Krone der riesigen Eiche, so daß diese vor seinen mächtigen Arme schier zusammenbrechen wollte. Dumpf hallte noch rollender Donner, und des Waldes Dunkel wurde mitunter erhellt durch einen schlängelnden bläulichen Blitz. Dann aber floß der Regen in Strömen herab, so daß es fast schien, als seien alle Elemente in Aufruhr.

Bald hatte das Wetter ausgetobt; die Finsterniß des Waldes lichtete sich wieder zum frühern Helldunkel, und unsere Wanderer, trotz des schirmenden Laubdaches etwas durchnäßt, wollten sich wieder auf den Weg begeben. Aber da sie beim Anfang des Gewitters sich unter eine mächtige Eiche geflüchtet, hatte Adelheide ihre gemerkten Sträuche und Bäume verloren, und wußte jetzt selbst nicht, wohin? Voll Vertrauen auf den lieben sorgenden Vater

über'm Sternenzelte, schritt sie jedoch muthig voran, und belehrte die Kinder im Gehen über die Macht des Schöpfers, die sich so eben im Sturme des Wetters offenbart hatte. Es dauerte nicht lange, so hörte sie ein Rauschen, wie eines Mühlbaches, und schloß daraus, daß die gräfliche Mühle nicht weit entfernt sein könne. Getrost sich durch die vom Regen beschwerte Gebüsche hindurchwindend und den Kleinen Bahn brechend, erreichte sie bald das Ende des Waldes. Da lag die ganze schöne Gegend vor ihr. Unmittelbar am Waldesrande herrliche Wiesen und Triften, deren grüner Teppich mit buntprangenden Blumenschmelz durchwirkt war. Jeder Grashalm, jedes Pflänzchen trug noch schwere Tropfen, in denen sich der Sonne Strahlen auf wunderliebliche Weise brachen, so daß sie glänzenden Edelsteinen gleich sahen. Weiterhin wogten des reifenden Getreides gelbe Felder, vom kühlenden Hauche des Windes bewegt. Dort unten rauschte das Bächlein hin, an dessen jenseitigen Ufer ein Gebirgssaum des Himmels Fundament zu bilden schien. Links am Eingange des Waldes stand die Mühle, von schwerbeladenen Aepfel- Kirsch- und Pfirsichbäumen umgeben. Ueber die ganze Scene hin wölbte sich der Bogen des Friedens siebenfarbig in den Tempelhallen der Natur und schien sagen zu wollen: „Er, der das Wettergewölk auf des Sturmes Flügeln daherführt, er hat mich gesandt, zum Zeichen, daß er der Mächtige ist, der euch beschützt, der euch seinen Frieden schenkt! Drum vertraut auf ihn in jedem Sturme des Lebens!" Langsam einherwandelnd ergötzten unsere drei Verirrten sich an dem schönen Schauspiele der Natur. Die Lerche wirbelte trillernd das Lob Gottes be-

singend in das blaue Luftmeer hinauf; die ganze herrliche Aue hauchte frischen Lebensodem, und Alles verkündete den Frieden Gottes. Bald standen sie am rauschenden Bächlein, das seine klaren Silberwellen durch das dichte, von Blumen duftende Gebüsch hindurchwand.

Jetzt hatte sie Müller Werner erblickt, und kam voller Erstaunen, die weißbestaubte Mütze voll Ehrerbietung unter dem Arme, seiner Gebieterin entgegengelaufen. „Gott grüß euch, gnädige Frau!" rief er; seid Ihr es doch, wie mir däuchte. Was konnte euch bewegen, in solchem Wetter Euch hieher zu wagen. Habt Euch gewiß verirrt, da Ihr auch nicht den rechten Weg kommt." Adelheide reichte dem Biedermanne treuherzig die Hand, die er herzlich drückte, und erklärte ihm in kurzen Worten ihre Erscheinung. Er führte sie herein, und rief Frau und Kinder. Da kam die Müllerin, schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, und brachte die hohe Gebieterin hinein ins reinliche Stübchen. Auf den Ruf des Vaters kamen auch dessen Kinder, Röschen, die 16, Dietrich, der 14, und Ludwig, der 11 Jahre zählte. Die Gräfin mit den beiden Kleinen empfieng sie recht freundlich, und redete ihnen ihre Schüchternheit aus. Der Müller beurlaubte sich, da die Mühle seine Gegenwart erheischte. Seine Frau dagegen sputete sich, trockene Wäsche für Adelheide und ihre Kleinen zu holen. Während diese sich umkleideten, waren Röschen und ihre Mutter geschäftig beim Herde, ein erquickendes Mahl anzurichten. Dietrich und der kleine Franz stiegen auf die reichbeladenen Kirschbäume, und pflückten die besten herunter, die sie in niedlichen, von ihnen selbst geflochtenen Körbchen den hohrn Gästen darreichten. Diese, besonders

Agnes und Adelbert, ließen sich die köstliche Frucht wohl schmecken, wobei sie der Mutter etwas ins Ohr raunten. Lächelnd gab Adelheide den Lieblingen jedem ein Geldstück, welches diese ihren kleinen Wirthen trotz ihres Widerstrebens einhändigten, worauf diese damit zur Mutter sprangen. Diese brachte bald in zierlicher irdener Schüssel wohlschmeckende Milchsuppe, nebst kräftigem Brode und reinlicher goldgelbe Butter. Alle ließen es sich köstlich schmecken, und die Gräfin entgegneten den Entschuldigungen der braven Leute, daß ihnen ein Mahl lange nicht so vortrefflich geschmeckt habe. Bald stellte sich auch der Müller ein, und Röschen, das treue Ebenbild der sorgsamen, tugendhaften Mutter, brachte noch zum Schlusse auf zierlichem Teller, dessen Rand mit grünen Blättchen niedlich belegt, war, die saftigsten Erdbeeren ihres Gärtchens. Die Gräfin erkundigte sich nun nach allen Verhältnissen der guten Leute, und ließ sich zuletzt das ganze Hauswesen und die Aecker zeigen. Hier sah sie, wie viel der Mensch durch Fleiß gewinnen könne, wie auch der Aermste, wenn nur seine Brust von Zufriedenheit geschwellt ist, glücklicher leben könne, als der, dem das glänzende Loos beschieden ist.

Da die Gräfin von vielem Umhergehen sichtlich ermüdet war, setzte man sich wieder ins Stübchen, und unterhielt sich über mancherlei Angelegenheiten. Während dessen spielten die Kleinen draußen, und ergötzten sich an dem immer kreisenden Rade des Mühlwerks. Wie erfreute es sie nicht, da sie sahen, wie das Wasser des Bächleins, im Teiche wie in einem großen Becken zusammen gelaufen, durch eine kleine Oeffnung aufs Mühlrad fiel, wie sich der gedrängte Strom in eine

sprudelnde Silberflut verwandelte, die, alles umher bestäubend, zwischen den alten schwarzen Speichen und dem moosbewachsenen Gemäuer, hindurch drang und dort unten in der Tiefe sich wieder zu einem lieblich rauschenden, sonnigen Bächlein vereinigte! Jetzt kam Franz mit einer Angelruthe, befestigte Köder an den Hacken, und reichte die Gerte Adelbert dar, der freudig das Garn ins Wasser werfend, nach einiger Zeit ein silberbeschupptes Fischchen herauszog. Jetzt wollte auch Agnes fischen, und Dietrich holte ihr ebenfalls eine wohlbereitete Angel-Ruthe. Sie setzte dieselbe ins Wasser, und siehe da! auch sie fing zu ihrer unnennbaren Freude ein hin und her zappelndes Fischchen. Die niedlichen Thierchen streichelnd und liebkosend liefen jetzt Beide zur lächelnden Mutter. Röschen holte ein kleines Gefäß, füllte es mit Wasser und legte die zappelnden Thierchen wieder in das Element, wovon ihr Leben bedingt wird. Unterdessen hatte Dietrch den kleinen Kahn im Teiche losgebunden und ruderte nach vorn. Kaum sahen dies Agnes und Adelbert, als sie wünschten, auch mit über die sonnigen Fluten daher zu schaukeln. Röschen nahm deshalb die schüchterne Agnes in ihren Schutz, und Franz setzte sich neben Adelbert. So ruderten sie nun unter lauten Jubel dahin, hielten bald hier bald dort an, um irgend eine schöne Blume, die am Ufer Nahrung fand, zu brechen, bis Dietrich andeutete, er sei ermüdet. Alle stiegen aus und begaben sich zu den Eltern.

Hier hatte Vater Werner indessen eine ernsthafte Unterredung mit Adelheide gehabt; denn, als die Kleinen hereintraten hatte er die Stirn in Falten und den Zeigefinger der linken Hand an die Nase gelegt, als ob

er etwas Wichtiges expliziren wolle. Die Müllerin war in der Küche beschäftigt, um für die hohen Gäste noch geschwind einen Kuchen herzurichten. Von den Kindern mußte Röschen der Mutter helfen, Dietrich die Mühle beaufsichtigen; Franz aber hatte nichts Wichtigeres zu thun, als sein bunt gemaltes Bildchen aus dem eichenen Wandschranke hervorzuholen, worunter, ein Text aus der heiligen Schrift geschrieben stand.

Diese Worte las er Adelbert und Agnes vor, welche hoch erstaunt hierüber zur Mutter liefen und es ihr sagten. Diese aber rief den Franz, fragte nach seinem Alter, und, da er 11 Jahr als seine verflossene Lebenszeit angab, sprach Adelheide: „Sieh, gerade so alt als mein Adelbert! — Wer hat dir das schöne Bildchen geschenkt, und dich gelehrt, die Worte zu lesen!"

Auf ihr weiteres Fragen erfuhr sie, daß Franz jeden Sonntag mit seinen Eltern nach dem eine Stunde entlegenen Benediktinerkloster, das des Grafen seliger Vater gestiftet, zur Messe ginge, und, während die Eltern nach Hause eilten, um Mittag zu halten, er da bleibe, bis ihn die Seinigen nach der Nachmittagsandacht, wieder mit heim nähmen. In dieser Zwischenzeit nun bemühe sich der fromme Pater Augustin, ihm lesen zu lehren. Die Grä..n wußte dies schon von seinem Vater, wußte auch, daß Pater Augustin erklärt habe, der Knabe habe entschiedene Anlage zum Studieren. Ferner setzte Werner ihr auseinander, mit wie wenig Geschick Franz die meisten Arbeiten verrichte, wie er sich immer bemühe, die unter dem Bildchen geschriebenen Worte in Wachs nachzuritzen, und fügte noch hinzu, daß das Kind zwar gesund sei, aber doch einen zu zart gebauten Körper habe,

um schwerere Arbeiten zu verrichten. Der edelmüthigen Frau kam jetzt ein erhabener Gedanke in den Sinn, den sie stillschweigend einige Zeit verfolgte, und dann beschloß, ihn ihrem Gemahl mitzutheilen. Für jetzt ließ sie sich blos das Versprechen vom Müller geben, nächste Woche, wenn er Mehl und Kohlen — denn Werner war auch zugleich Köhler — auf das Schloß fahre, den Franz mitzubringen.

Jetzt war der Kuchen bereitet; die geschäftige Hausfrau brachte ihn herein, und zudem noch köstliche Kirschen Erdbeeren und Himbeeren. Adelheide genoß, um nur die gute Leute nicht zu betrüben! den Kleinen aber mundete Alles sehr gut. Dann holte Vater Werner seinen Karren aus dem Verließ, und bespannte ihn mit zwei starken Ochsen. Adelheide dankte den guten Leuten recht herzlich, und erinnerte nur, außer Franz auch die andern Kinder zu einer gelegenen Zeit aufs Schloß zu schicken, was Mutter Margarethe auch versprach. Adelheide stieg auf; Agnes erhielt von Röschen noch einen Blumenstrauß, Adelbert und Franz aber schüttelten sich treuherzig die Hand, und schauten sich einander in die klaren blauen Augen, daß es Adelheiden schien, die beiden Kleinen sympathisiren mit einander, sind für einander geschaffen. Dann, als Alle aufgestiegen, schlug Werner auf die Ochsen, welche lustig davon trabten, so daß Margarethe noch kaum ihr: „Behüt Euch Gott!“ ihnen nachrufen konnte. Dann lief sie auf den Erker, und sah ihnen nach, bis sie im Walde verschwanden.

Sie hatten eben das erhabene Dunkel des Forstes, der des Eichbaums majestätische Wipfel über sie ausbreitete, betreten, als sie Hundegeklaff und Pferdehufe hör-

ten, so daß den Kleinen gar Angst wurde. Doch diese wurde ihnen bald benommen, als sie ihren Vater heranreiten sahen, begleitet von einem treuen Knappen. Als er zurückgekehrt, gänzlich durchnäßt vom Sturmeswetter, und seine Gemahlin nicht fand, hatte er gleich errathen, in welcher Absicht sie ausgegangen sei, und war ihr nachgeritten, sie aufzusuchen. Er machte ihr deshalb liebevolle Vorwürfe, die sie durch ihr Lächeln beschwichtigte. In einiger Entfernung kam der gräfliche Wagen nachgefahren, in dem jetzt Adelheide mit Heribert und den beiden Kleinen Platz nahm. Der Müller erhielt von dem Grafen noch ein kleines Geschenk an Geld und fuhr sich herzlich bedankend wieder heim.

Adelheide erzählte jetzt Heribert ihr kleines Abenteuer, welcher lächelnd verweisend erwiederte: „Dankt nur dem lieben Gott, daß euch nicht Aergeres widerfahren ist in dem gräulichen Unwetter. Und, meine Liebe, wenn du jetzt wieder dem Drange deines frommen Herzens folgend, dergleichen Ausgänge machst, so nimm doch irgend einen treuen Diener mit.“ Adelheide versprach es. Aber jetzt drängten sich die holden Kleinen herzu, dem Vater auf die Knie springend, und erzählten ihm, wie sie die Mutter so schön belehrt, und was sie Schönes und Herrliches gesehen und gethan hatten. Der hochbeglückte Vater schloß stumm bald die Kinder bald die Gattin in seine Arme, die Brust von Gefühlen beschwellt, die ihm diese Stunde zu einer der glücklichsten seines Lebens machten.

Auf das Bitten seiner Gemahlin fuhr Heribert, obschon es sehr spät war, noch zur kranken Frau des Heinrich, der Adelheid und die Kleinen allerhand Erquickun-

gen überreichten. Auch spendete sie heilende Worte des Trostesbalsam und versprach bald wieder zu kommen. Die guten armen Leute wußten vor Rührung kaum Worte des Dankes zu stammeln, und ihre Verlegenheit wurde noch erhöht, als Heribert in die Hände des Heinrich eine Geldbörse gleiten ließ. In den Wagen zurückgekehrt fuhren sie unter den lauten Segenswünschen der unglücklichen Leute von dannen. Bei Liebeinsam wurde jedoch angehalten, und Alle brachten noch dem Jesukindlein und seiner hochgebenedeiten Mutter den Abendgruß. Der blasse Schein der Vollmondscheibe stahl sich durch die Wipfel der uralten Eichen, und beleuchtete spärlich die vor dem Altare Knieenden. Nach kurzem Gebete wurde wieder eingestiegen. Der Kutscher schlug mit knallender Peitsche die starken Rappen, und der Wagen rollte dem Schlosse zu.

Hier war Alles schon beängstigt über das Ausbleiben der geliebten, theuren Gebieterin, und Alle drängten sich heran, sie zu bewillkommen. Vor Allen aber flog Willerich seiner Mutter um den Hals, und drückte seinen kleinen Geschwistern die zarten Händchen. Im Burggewölbe empfieng sie der greise Burgkaplan Bruno, und die ganze Familie begab sich in den großen Saal. Hier wurde noch bis spät in die Nacht gesprochen, besonders wußten die Kleinen, Adelbert und Agnes, ihrem Bruder Willerich so vieles zu erzählen, daß dieser sich fast ärgerte, nicht bei ihnen gewesen zu sein. Nur ein Leidwesen hatten die Kleinen noch; ihre selbstgefangenen Fischchen hatten sie vergessen; doch trösteten sie sich mit dem Gedanken, bald wieder einen solchen Gang machen zu können, und dann neue Fische zu fangen.

Zweites Kapitel.

Schloß Schwarzburg und seine Bewohner.

In den gesegneten Gefilden des jetzigen Großherzogthums Baden, dem frühern Herzogthum Schwaben, an des Schwarzwalds wildverwachsenen Gebirgsklüften, lag die Burg des Grafen Heribert, Schwarzburg genannt, weil sie rings umgeben war von mächtigen Wäldern riesiger Eichen. Sie war angelegt auf einem zackigen Felsen, der jedoch nach der Südseite sanft ins Thal abdachte. Nach Norden erhob er sich zu einer ansehnlichen Höhe, so daß sein Gipfel fast mit dem hintersten Burgdache gleichstand. Unten aber am Fuße des dort sehr steilen Felsens, wälzte obenberührter Mühlbach seine brausenden und stäubenden Wogen über den kluftigen Felsboden. Am jenseitigen Ufer des hier sehr wilden Gebirgsbachs setzte der Felsen sich fort in die grausigen Ketten des Schwarzwaldes, und es schien, als habe die tobende Wuth des kleinen Baches sich hindurch gebrochen durch die moos- und waldbedeckten Felsen.

Schwarzburg war somit nur an der Südseite, und zwar sehr leicht zugänglich; es hatte demnach bei Belagerungen nur diese eine Seite zu decken. Seine altersgrauen, mit Moos bewachsenen Gemäuer ließen schließen, daß es schon die Stürme vieler Jahrhunderte gesehen hatte. Hier hatten auch schon lange Zeit hindurch die biedern Grafen von Schwarzburg gehauset. Die Bilder der alten Ahnen und Verwandten hingen in langen Reihen im Ahnensaale, und es muß einen eigenen Eindruck ehrfurchtsvoller Bewunderung gemacht haben, diese riesigen Bilder in weit sich verlierender Reihe

zu betrachten, wie sie fest und majestätisch da standen, und zeugten von vielen vorübergegangenen Jahren und der Vergänglichkeit alles Irdischen. Ihre ernsten Stirnen zeugten von vielen harten Bedrängnissen verflossener schwerer Zeiten, die nur ihre starke Seele, ihre starke Faust zu bemeistern vermochte. Die biedern Grafen von Schwarzburg waren immer treue Anhänger ihrer Kaiser gewesen, und hatten deshalb oft von Empörern Belagerungen auszustehen gehabt, die sie aber bei der vortrefflichen Lage ihrer Burg jedesmal kräftig aushielten. So war noch vor einigen Decenien Heriberts Vater Hilderich hier eingeschlossen worden von dem edlen unglücklichen Jünglinge, Herzog Ernst II. von Schwaben, dem Stiefsohne Kaiser Konrad II., der sich aus jugendlichen Leichtsinn in vermeintlichem Rechte gegen seinen Herrn und Vater empörte, und dessen Unglück noch jetzt in herrlichen Sagen unter dem deutschen Volke besungen wird. Geschlagen von Konrad und seines Herzogthums entsetzt hielt er sich mit seinem treuen Freunde Werner von Kyburg in des Schwarzwalds Felsenwäldern auf, bemächtigte sich der Feste Falkenstein, und suchte auch ebenso Schwarburg zu erobern. Doch an dessen eisenfestem Gemäuer und der Tapferkeit des alten Hilderich scheiterten seine Pläne.

Nach jener Belagerung war außer der ursprünglichen Ringmauer und dem alten Burgthore noch eine doppelte Mauer und ein doppeltes Thor angelegt. Ferner hatte die Burg drei geheime Ausgänge, die in wildverwachsenes Gesträuch und aufgehäufte Felsstücke mündeten. An der Westseite der Feste lag die uralte Kapelle, welche die Frömmigkeit der alten Ahnen mit herrlichen Bilden und golddurchwirkten Paramenten reichlich beschenkt hatte.

Auf der Südseite lag der große Familiensaal mit seinen erhabenen Bogenfenstern und einem mächtigen, einfach schönen Balkone. Von hieraus hatte man eine herrliche Aussicht auf die romantische Gegend. Am Fuße des Berges kleine, aber herrlich bebaute Kornfelder, mit den niedlichen Hütten der Landleute, hemmte bald der unermeßliche den Blick und die nächste Umgebung. Aber über den Forst hinweg schweiften die Augen in die wunderschöne Gegend hinaus, bis man zuletzt am fernen Horizont die Thürme und Zinnen des Klosters „Gottesfriede,“ das Heriberts Großvater gestiftet hatte, erblickte. Hier herrschte nun Graf Heribert, ein strenger, und doch milder, gottesfürchtiger Herr. Die Pflichten des Ritterstandes erfüllte er alle auf das Genaueste. Von ihm ging kein Einziger ungetröstet hinweg, und wo er Unglücklichen helfen konnte, da sparte er weder Zeit noch Mühe. Kaiser Konrad hatte ihn stets hoch in Ehren gehalten, und ihm mehrere Male Zeichen seiner Huld gegeben. Seine Gemahlin stammte aus einem uralten schwäbischen Geschlechte, und war von ihm nicht so sehr wegen ihrer ausgezeichneten Körperschönheit, als wegen ihrer Tugend und Sittsamkeit zum Weibe gewählt. An Tapferkeit ward Heribert nicht leicht von einem andern Ritter übertroffen. Wenn er vollkommen gerüstet, den spiegelblanken Helm auf dem Haupte, den starken Harnisch um die Brust, in der Linken den mächtigen Schild, in der Rechten aber das ungeheure Schlachtschwert haltend, an der Spitze seiner getreuen Kämpen in das Gefecht hinein trabte, da wiederstand ihm nicht leicht der Feind. Deshalb stand er auch bei Kaiser Heinrich III. in hohem Ansehen.

Aber auf der andern Seite war Heribert auch fast der Einzige unter der damaligen Ritterschaft, der wissenschaftlich gebildet war. Zwar hatte er in dieser wildbewegten Zeit keine Muße mehr, die Studien seiner Jugend fortzusetzen, und den Virgil oder Horaz zu lesen, wie es vor fast einem Sekulum die verwittwete Herzogin von Schwaben Hedwig mit ihrem Kaplan Eckhard auf ihrer Burg Hohentwiel gethan hatte; aber Cäsars Commentarien waren ihm doch noch von Zeit zu Zeit eine willkommene Erholung. Eben deshalb drang er darauf, daß seine Söhne Willerich und Adelbert ebenfalls mit der lateinischen Sprache bekannt gemacht würden. Dem alten Willigis war dies äußerst angenehm, er machte sich also gleich ans Werk, mußte aber bald dem Vater zu dessen großen Bedauern melden, daß Willerich durchaus keine Lust zu solchen Sachen hege. Er tummelte sich lieber mit seinem kleinen Rappen im Schloßhofe herum, und suchte schon ganz hoch einherzutraben neben den Knappen und Reisigen des Vaters. Desto mehr aber verlegte sich Adelbert auf jenes Studium, und war deshalb die Freude des greisen Williges, obschon er auch den übrigens fleißigen und frommen Willerich sehr liebte.

Willigis war ein heiliger Greis, dem aber Kindlichkeit und Gemüthlichkeit aus den Augen schien. Er war, wenn auch strenge gegen sich selbst, doch kein herber Rigorist, und wußte zur rechten Zeit den liebevollen Freund, wie den ernsten Lehrer zu spielen. In frühern Jahren war er der Lehrer Adelheidens gewesen, und von ihm hatte diese jene Empfänglichkeit für alles wahrhaft Schöne und Große in der Natur. An diesem ehr-

würdigen Greise hiengen nun auch die Kinder, wie an ihrem zweiten Vater, und was er nur durch einen Blick anzudeuten schien, vollführten sie gleich. An schönen Tagen wenn die königlich geschmückte Natur so reizend und einladend vor ihnen lag, machte er kleine Ausflüge mit seinen Schülern, oft auch von deren Eltern begleitet. Dann wußte er so vieles Schöne zu erzählen und zu erklären, daß Alle still horchend seinen lieblichen Worten lauschten. Auch an das geringste Pflänzchen, wußte er eine heilsame Bemerkung anzuknüpfen. So ließ er die Kleinen einst auf einem Spaziergange bittern Wermuth pflücken, und sie denselben mit der Zunge berühren. Als diese das Gewächs wegen seines unangenehmen Geschmackes wegwarfen, sprach er: „Diese Pflanze möge euch immer an eine heilsame Lehre erinnern. Wegen ihres bittern Saftes dient sie als Arzneimittel zur Stärkung und Läuterung des Magens. So liebe Kinder trifft auch den Menschen oft eine Stunde der Bitterkeit, und wenn er in sorgenloser Heiterkeit und Glückseligkeit dahin lebt, muß auch er oft von dem Wermuthbecher kosten. Doch, laßt es euch gesagt seyn, solche Stunden der Bedrängniß schickt der Herr nur zum Besten seiner Kinder, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Seelenstärke zu bewähren, auf daß sie aus der Noth eine Tugend machen, geläutert und gestärkt aus dem Glutofen der Trübsal hervorgehen. Zudem würde der Mensch, wenn er in stetem Glücke dahin lebte, gar leicht ganz in das Irdische versinken, dabei nimmermehr an den Urheber seines Glückes denken und so seine Seele verlieren. Dies nun sucht der gütige Herr, der Alles zu unserm Besten lenkt, zu verhüten, und sendet dem

Menschen Leiden, die seinen Blick wieder himmelwärts richten. Trifft euch nun die Stunde betrübenden Unglücks, o so vergesset nicht dieser meiner Worte; ertraget Alles mit der Geduld, die einer starken Seele beiwohnt. Wenn auch trüber Wolkenschleier die azurne Bläue des Himmelszeltes dem leuchtenden Tagesgestirn unsern Blicken entzieht; stets strahlt sie in unvergleichlicher Klarheit am blauen Firmamente, die Sonne des Mittags. So auch wacht der Herr über uns in allen unsern Nöthen und lenkt Alles zum Besten seiner treuen Diener."

Aber nicht blos Willigis, sondern auch Heribert suchte seinen Kindern jede nur mögliche Belehrung zu ertheilen, und so mit dem Erzieher Hand in Hand zu gehen, wie es die Pflicht aller Eltern ist. Die redliche Liebe eines verständigen Vaters zu seinen Kindern ist eine Kreislinie, welche die ganze Peripherie der menschlichen Natur deckt, folglich mit ihr concentrisch ist, und zum Mittelpunkte das Herz, oder wenn man lieber will, den heiligen Altar Gottes hat, und zwischen ihren Polen auch die reine poetisch schöne Mutterliebe einschließt, welche geringer an Umfang, aber darum reicher an Innigkeit und Wärme der Empfindung ist. Die Vaterliebe ist eine Sonne, ist sogleich Licht und Glut, und ihr Streben ist wo möglich allseitig wie das Ausströmen der Sonnenstrahlen; daher bezielt sie sowol Verstand als Gemüth, Geist als auch Leib in ihrem Erziehungsgeschäfte, und möchte den Kindern gern alle Tugenden aneignen, deren der Mensch nur fähig werden kann. Die Mutterliebe hingegen ist einseitiger, und drängt nach dieser Seite hin, nämlich nach der Kultur des Herzens, der Empfindung mit größerer Mühewaltung, als der Vater;

er zieht sich auf diesem Beete die schönsten, würdigsten Blumen, doch weniger fruchtragende Bäume, und hat, beim Heranwachsen der Kinder, nicht immer die Einsicht, den Muth und die Kraft, das wuchernde Unkraut von der guten Saat auszurotten und zu vertilgen. Deshalb ist der Mutter die erste Zeit des Kindesalters zur Bebauung überlassen, wie das im ersten Kapitel gezeigt ist; dann aber fällt die Erziehung mehr dem Vater anheim.*) Das sah auch Heribert ein. Das Werk, was die Mutter so schön begonnen, wollte er auf eben so schöne Weise fortsetzen und vollenden. Seine Gefühle und Empfindungen, seine Plane und Entschließungen erwarmten am Busen der Religion, deren milde befruchtende Strahlen die zarte Knospe der Liebe in ihm weckten, und die Knospe zur herrlichen Blume der Fülle der Liebe entfalteten. Alles suchte er in Liebe zu umfassen, Alles, auch Verweise und Strafen, mit Liebe zu thun. In der stahlgepanzerten Brust walteten Gefühle, die nur die Gottesmiene wecken konnte, deren Hoheit aber ihre Wirkungen ausstrahlte auf seine Kinder und die ganze Umgebung. Wie das niedliche Veilchen, das verdeckt vom Grase am Wege blüht, und ob auch vom Wanderer zertreten, den duftesten Wohlgeruch aushaucht: so ist die christliche Demuth. Stolz schwang sich Heribert auf sein Roß und verbreitete weithin den Ruhm seiner Thaten; aber auch eben so demüthig legte er das schartige Schwert beiseite, wenn es galt die heiligen Gebräuche der Religion auszuüben. Und sollte ein

*) Siehe diese Gedanken in Moshamers „Erzählungen in neuer Form.“ Wien, 1840.

solches Beispiel seine Wirkung auf die Kinder verfehlt haben? Das wird wohl Niemand behaupten.

Dann aber suchte Heribert auch jegliche Gelegenheit auf, die Kinder aufmerksam zu machen auf die große Güte und Macht des Schöpfers. Wenn an einem schönen Sommerabende die ganze Familie auf dem Balkone des großen Saales versammelt saß, und die Sternlein am Himmelszelte heraufzogen; dann nahm Heribert gewöhnlich das Wort, und sprach zu den Seinigen über die ganze schöne Natur, über das unermeßliche Heer der Sterne, wie sie flammende Verkünder des Lobes Gottes, und alle nur eine Strahlenbrechung des göttlichen Urlichtes seien. Dann sanken die Kleinen oft ganz gerührt auf ihre Kniee und hoben ihre Händchen zum Herrn empor. Mitunter erzählte der Vater auch bei dieser Gelegenheit die Geschichte der Ahnen, wie auch der alten großen Kaiser, und suchte eine edle Ruhmbegierde und echte Vaterlandsliebe in den kindlichen Gemüthern zu wecken.

Ueber die Bildung des Innern wurde aber nicht die des Aeußern vergessen, sondern nach den Sitten der damaligen Zeit auch diese besorgt. Seinen Willerich suchte Heribert dermalen zu einem tüchtigen Ritter zu bilden, damit er seinen Ahnen Ehre mache. Der zwölfjährige Knabe that sich auch nicht wenig darauf zu Gute, wenn er neben seinem Vater als ein großer Herr einher reiten durfte. Adelbert war sanfterer Natur, und zeigte immer mehr Neigung zum Studiren. Der Vater dachte deshalb auch, aus dem Adelbert würde einst noch ein tüchtiger Priester werden, was besonders der Mutter und der kleinen Agnes angenehm war. Die Erziehung

der Letztern war, wie natürlich, eine besondere Obliegenheit der Mutter, und wie diese ihre Tochter wird erzogen haben, davon wird der Leser wohl längst einen Begriff haben.

Adelheid theilte ihrem Gemahle auch die Gedanken mit, die sie in Betreff des Franz hatte. Sie sagte ihm, wie auch er einen ganz besondern Trieb zum Lernen zeige, wie er bereits lesen könne, wie ferner die beiden Knaben, Adelbert und Franz, so ganz für einander geschaffen schienen durch sympathisirende Gefühle und Aehnlichkeit der Temperamente. Das Uebrige konnte der Graf wohl schließen, uud sprach deshalb: „Deinen Wunsch, deine Liebe, erfülle ich gerne, besonders, wo es gilt, Einen meiner Unterthanen zu Hülfe zu kommen. Wenn jedoch der Vater Werner mit seinem Sohne hieher kommt, so will ich ihn erst zum Pater Willigis schicken und dann dessen Meinung vernehmen.“ Adelheid war hiermit gänzlich einverstanden. Und als der Müller die folgende Woche nach Schwarzburg kam, zog er, mit zahreichen Geschenken versehen, ohne den Franz wieder nach Hause. Denn dieser wurde jetzt wie ein Kind des Hauses gehalten, und genoß denselben Unterricht mit Adelbert. Die innigste Freundschaft verband diese Seelen mit einander und nie konnte Einer ohne dem Andern sein. Für Willigis war es eines der schönsten Vergnügen, wenn er die Zöglinge von Zeit zu Zeit einige Proben ihres Fortschrittes im Studium vor dem Grafen geben ließ. Dieser hatte seine innige Freude, wie an Willerich, so auch an Adelbert und Franz, und es war ihm ein ergötzendes Schauspiel, wenn jener diese beiden lehrte zu Pferde zu sitzen und die Lanze zu werfen.

Adelheiden aber machte es so große Freude, wenn Beide ihren kleine Blumengarten hegten, und auch Agnes in ihrem Küchengarten halfen. Da spielten die Kinder oft munter auf den Grasplätzen und zwischen den Beeten, und sahen es gerne, wenn ihnen der Gärtner etwas Nützliches zeigte oder einen Schwank zum Besten gab. Wenn aber die beiden Freunde Arm in Arm in seliger Vertrautheit die Gänge des Gartens auf und nieder gingen, und sich das so eben Gelernte wieder vergegenwärtigten oder sich über irgend etwas Nützliches unterhielten; dann wagte es keiner sie zu stören, und jeder glaubte den schützenden Engel himmlischen Friedens zwischen ihnen zu erblicken. Selbst Willerich wagte dann nicht sie zum Spiele oder ritterlicher Uebung aufzufordern, und Adelheid nickte ihnen an der Seite des Gemahls aus dem Burgfenster ihren stillen Beifall zu.

Drittes Kapitel.

Mathilde von Rabenburg.

Auf die eben beschriebene Art mußte die Zeit geschwind entfliehen. Sechsmal hatte schon der Lenz die riesigen Eichen des Forstes mit neuem Grüne belaubet, sechsmal schon der frostige Winter die gelben Blätter in seinen Stürmen heruntergeschüttelt. Agnes war unterdeß zu einer züchtigen Jungfrau herangewachsen; jeder Frühling schien ihr von seinen Reizen neue mitzutheilen. Schon seit zwei Jahren war sie zur fernern Ausbildung der Aebtissin des Marienklosters übergeben worden, welche die tugendhafte Jungfrau leicht lieb gewann.

Adelbert und Franz aber jetzt bereits Jünglinge von 17 Jahren, hatte Heribert bereits vor Jahresfrist in das Kloster Gottesfriede gebracht, damit sie dort ihre Studien fortsetzen sollten. Er erhielt von Zeit zu Zeit die befriedigendsten Berichte über sie. Man kann leicht denken wie schwer den Eltern der Abschied von allen diesen guten Kindern ward. Denn sie Alle verknüpfte ja ein Band, das keine Gewalt zerhauen konnte, das nur, in der Ferne noch fester geknüpft wird: die Liebe!

Willerich war beim Vater geblieben und schon mit 18 Jahren ein vollkommener Ritter. Wenn er an der Spitze der Knappen in heller Rüstung in den Burghof hereingezogen kam, der schöne, wohlgeformte Jüngling unter dem harten Metall ein nicht minder schönes Herz tragend, dann wollten dem beglückten Vater die Augen fast überlaufen. Mit Recht war er stolz darauf, einen solchen Fortpflanzer seines Geschlechts zu haben.

Es war an einem kalten Abende in den letzten Tagen des Oktobers des Jahres Ein tausend sechsundfünfzig der christlichen Heilsrechnung, als die drei schönen Seelen in dem großen Saale traulich zusammen saßen, und in die kniesternden Flammen eines erquickenden Herdfeuers sehend, sich über eben erhaltene Nachrichten von Adelbert und Franz unterhielten. Draußen stürmte und wetterte es recht winterlich; der Wind schüttelte mächtig die gelbbelaubten Wipfel der Eichen des Waldes; die Wetterfahnen der Zinnen der Burg knarrten gewaltig in ihren rostigen Angeln. Dazu goß der Regen in Strömen herunter, und Alle fühlten sich so behaglich am heimischen Herde. Da trat der Burgvogt Martin herein, und meldete, daß Frau Mathilde von

Rabenburg Einlaß begehre. Kaum hatte Heribert dieses zu seinem Erstaunen gehört, als er schon gleich hinaus eilte, die Gäste zu bewillkommen. Er empfing sie am Eingange der Burg und rief: „Was um des Himmelswillen treibt Euch, edle Frau, in solchem Wetter zu mir? und dazu noch in solcher Begleitung von fünf oder sechs Reisigen?“ Bei seinen Worten drängten sich der guten Frau die Thränen in die Augen; mittlerweile drängte sich eine Dienerin mit dem kleinen Otto hindurch, worauf Heribert Mathildis bei der Hand faßte und sie in den Saal führte. Hier wurde sie von Adelheid und Willerich liebevoll empfangen, und auf Befehl der Ersteren wurden bald trockene Kleider gebracht. Nach geschehener Umkleidung kamen Willerich und Heribert welche die Knappen Mathildens der Fürsorge des Burgwarts anbefohlen hatten; und nachdem Mathildis einige Erfrischungen genossen hatte, fing sie an:

„Ich komme zu euch mit einer doppelten Trauerbotschaft. Zuerst muß ich melden, daß vor einiger Zeit mein Gemahl Otto hinübergegangen ist ins bessere Leben.“ „Was,“ rief Heribert, „mein Freund Otto, und ich habe nichts von seiner Krankheit gewußt?„ — „Meinen kleinen Otto,“ fuhr Mathildis fort, „habe ich mit mir gebracht; meine Tochter Kunigunde dagegen zum größern Schutze ins Marienkloster geschickt, wo sie an Eurer Agnes eine treue Freundin finden wird. Was mich nun eigentlich bewogen hat, so verlassen zu Euch zu kommen, das will ich in wenigen Worten erklären. Wir waren bekanntlich Vasallen des Grafen Konrads von Zackenburg, jenes herrschsüchtigen Mannes.“ „Das ist aller Welt bekannt,“ fiel Heribert ihr ins Wort. „Da

nun nach dem Gesetze Kaiser Konrads meinem kleinen Otto die Nachfolge in seines Vaters Güter gebührte, so beweinte ich still meinen Gemahl und lebte ganz ruhig und sorgenlos. Da meldet mir eines Tags der Burgwart, Graf Zackenburg mit zahlreichem Gefolge begehre Einlaß. Mir ahnete nichts Gutes von einem solchen Besuche, doch ließ ich ihn einziehen. Anfangs nun bemitleidet mich Konrad und sucht mich zu trösten, so daß alle meine Befürchtungen verschwanden. Dann aber rückte der Schamlose mit der Erklärung heraus, da mein Sohn Otto noch erst in dem zarten Alter von drei Jahren seie, mithin des Vaters Güter nicht verwalten könne, so wolle er solche einem andern Ritter geben, versprach aber meinem Sohne bei dessen Volljährigkeit ein anderes Lehen zu verschaffen.„ — „Das that der Unverschämte," rief Heribert mit zornflammenden Augen, „das darf nicht ungerächt bleiben."

Als ich, wie natürlich, hierauf nicht eingehen wollte und mich auf das Gesetz Konrad II., das Heinrich III. bestätigt hatte, berief, lachte er laut auf, und fragte, mich beim Arme fassend: „Willst du, oder willst du nicht?" Herzhaft erwiederte ich nein, da reißt mich der Schändliche durch die Burggewölbe hindurch und stoßt mich hinaus auf den Schloßhof, wo bereits seine Knappen in zwei Reihen aufgepflanzt standen. Weinend ging ich durch ihre Reihen durchs Burgthor, worauf sich ein Kampf zwischen meinen Leuten und denen des Grafen entspann. Meine Knappen meist ungerüstet, sah ich beinahe alle den Tod der Treue sterben, nur sechszehn schlugen sich durch, und brachten mir in ihrer Mitte meine liebe Tochter Kunigunde und meinen kleinen Otto auf

den Armen der Dienerin. Da war ich hinausgestoßen in die leere Weite und wußte lange vor Weinen kein Wort vorzubringen. Doch bald rüttelte mich der alte Burgwart Walter aus meiner Betäubung, und gab mir den vernünftigen Rath zu Euch, edler Graf, zu gehen, zu Euch, dem treuen Freunde meines Gemahls, dem Helfer aller Unterdrückten. Das beschloß ich also; meine Leute verfertigten von langen Holzscheiten, worauf sie Schilde legten, drei Tragbahren, auf welche sie mich, Kunigunde, und die Dienerin mit dem kleinen Otto setzten. Kunigunde aber schickte ich in Begleitung von acht getreuen Knappen nach Marienkloster, und setzte darauf meine Reise fort. Was ich von dem stürmisch kalten Wetter habe erdulden müssen, könnt ihr Euch leicht denken. So komme ich denn, verlassen von aller Welt, als Hülfflehende zu Euch, da ich Euch, als treuem Freunde vertraue."

Mathildis hatte geendet. Heriberts aufflammender Zorn hatte sich rasch gelegt; düster blickte er vor sich hin, und sprach zuletzt im ernsten Tone: „Was denkt Ihr aber nun zu beginnen, edle Frau?"

„Das eben wollte ich Eurem theilnehmenden Rathe anheimstellen, erwiederte Mathilde. „Doch bevor wir darüber berathen, will ich Euch eine andere Trauerbotschaft mittheilen. Unterwegs nämlich erfuhr ich von einem uns begegnenden Boten, daß Kaiser Heinrich nach siebentägigen Krankenlager zu Bothfeld im Harzgebirge am fünften Oktober gestorben sei!"

„Allmächtiger Gott!" rief Heribert, „willst du uns so hart prüfen?" Denn in dem Augenblicke stellte sich alles Unheil in grellen Farben vor seine Seele, das

eine langjährige Vormundschaft bei dem ihm bekannten Geiste der meisten Großen über Deutschland bringen könne.

Lange schien er wie betäubt. Endlich nahm er das Wort: „Euch, edle Frau, muß schleunigst geholfen, und der schamlose Uebertreter des Gesetzes Kaiser Konrads bestraft werden. Doch wie dies anzufangen sei, will ich erst mit dem alten Willigis überlegen. Während dessen wird Euch meine Gemahlin unterhalten." Flugs begab er sich zum greisen Burgkaplan.

Mit dem Gesetze Kaiser Konrads verhielt es sich folgendermaßen. Sämmtliche Vasallen in Deutschland theilten sich in 3 Klassen. Zur ersten gehörten: alle Herzöge, Grafen, Markgrafen, Bischöfe und Aebte. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser. Außerdem gab es noch andere Vasallen, die im Gebiete der Erstern wohnten und von ihnen Lehen bekommen hatten. Sie bildeten, je nachdem sie ein Reichslehen oder ein bloßes Privatlehen verwalteten, die zweite oder dritte Klasse der Vasallen. Sie waren entstanden aus den freien Allodial-Besitzern, die sich des Schutzes wegen in den Vasallendienst Mächtigerer begaben. Sie erhielten nun entweder von diesen ein Lehen, oder übertrugen ihm ihr Allod, was sie dann als Lehen wieder empfingen. Das Streben aller dieser Vasallen ging nun dahin, ihre Würde erblich bei ihrem Hause zu erhalten (natürlich Bischöfe und Aebte ausgenommen.)

Erhielten aber die erster Klasse diese Erblichkeit, so würde dadurch das königliche Ansehen bedeutend geschmälert worden sein. Deshalb widersetzten sich diesem auch die Kaiser aus dem sächsischen Hause. Gerechter aber war der Wunsch der mittelbaren Vasallen.

Sie wurden nämlich bald von den Großen als Leibeigene betrachtet, welche die übertriebensten Forderungen an sie stellten, und nach Willkür ihre Lehen an Andere vergaben oder verkauften. Diese Unterdrückten nahm nun Konrad gleich bei seinem Regierungsantritte in Schutz, verordnete die Erblichkeit ihrer Lehen, und bestimmte, daß diese ihnen nur in Folge eines Verbrechens, und zwar nach der Entscheidung von ebenbürtigen Männern, genommen werden könnten. Durch dieses eben so gerechte, als staatskluge Gesetz gewann Konrad die gesammte deutsche Ritterschaft für sich. Denn dem Kaiser verdankten sie das größte Gut der bürgerlichen Gesellschaft, die Sicherheit des Besitzes, und in ihm erblickten sie von jetzt an ihr einziges und festes Palladium. — *)

Bald kam Heribert zurück, und theilte seinen Plan mit. „Da der Unverschämte jetzt noch unbesorgt auf Eurer Burg lebt, so müssen wir suchen, je eher, desto besser, ihn zu vertreiben. Deßhalb will ich Morgen in aller Frühe mit einem Theile meiner Reisigen und Euern Knappen zu meinem Freunde Kuno nach Waldburg ziehen, dort einige Leute mitnehmen und so den Schändlichen unvorbereitet überfallen.“ Mit Thränen in den Augen dankte Mathilde dem treuherzigen Biedermanne. Und nun gab Heribert unverweilt seinem Burgvogt Bruno Befehl, die gehörige Anzahl Knappen auszurüsten, damit gegen Morgen um 5 Uhr Alles in Bereitschaft sei. Als dies Geschäft abgemacht war, und der Graf zurück kam, sah Willerich mit bedeutungsvollem

*) Siehe Fr. v. Kerz; B. 34, S. 221 — 23. Auch Menzel und Luden.

Blicke zum Vater hinauf. Heribert errieth seinen Wunsch und sprach zu ihm: „Auch du, lieber Sohn, sollst Morgen mitziehen, sollst beweisen, daß du ein Sprößling der Tapfern von Schwarzburg bist, sollst unter den Augen des alternden Vaters deinen Waffenruhm begründen.“ Mit sprühenden Augen flog Willerich zu seinen Knappen, damit diese seine Rüstung bestellten. Diese hocherfreut als sie des Vaters Entschluß hören, hoben ihn begeistert auf ihre Schultern, und rufen: „Lang lebe unser junge Herr Willerich von Schwarzburg! Gott gebe ihm Heil und Segen, und Ruhm seinen Waffen.“

Lange wurde noch gesprochen, besonders über das zu frühe Hinscheiden Heinrich III. Er kannte und schätzte des verstorbenen Otto von Rabenburg persönlichen Werth und muthige Tapferkeit, hatte ihm deshalb auch versprochen ihn auf dem zu Goslar zu haltenden Reichstage die Grafenwürde zu ertheilen. Doch vor Eröffnung des Reichtags hatte der Allerhöchste ihn nach seinen unerforschlichen Rathschlüßen ins bessere Jenseits abgerufen.

Denselben Abend noch langten Kunigundens Begleiter, nachdem sie ihre Reise unglaublich beschleunigt hatten, auf Schwarzburg an. Der alte Burgvogt Walter wurde sogleich heraufgerufen. Er meldete die glückliche Ankunft Kunigundens im Marienkloster, und brachte für Heribert und Adelheid Grüße von Agnes und der Aebtissin. Nach geendetem Abendgebete in der Schloß-Kapelle, wobei der greise Willigis vorbetete, und des Himmelssegen auf die morgige Unternehmung herabrief, gingen Alle zur Ruhe, und nur der Burgwächter stand in schauriger Nacht auf seinem einsamen Platze.

Viertes Kapitel.

Eine Fehde.

Wie später im Jahre des Heils Eintausendfünf und neunzig auf dem Conzilium zu Clermont, wo der Pabst Urban II. mit der ganzen Fülle der Beredsamkeit die Noth und das furchtbare Elend der Christen an der geheiligten Geburtsstätte des Menschgewordenen schilderte, wie da alles versammelte Volk im Feuer hoher Begeisterung: **Dieu le veut! Dieu le veut!** (Gott will es, Gott will es!) ausrief, und voll heroischen Enthusiasmus sich das rothe Kreuz auf die Schultern heften ließ: so war auch in dem wild aufbrausenden Heribert der Entschluß zur Reise gediehen, gleich morgen der hülfeflehenden Frau aus ihrer Bedrängniß zu helfen. Zwar hatte der alte Willigis ihm das Unthunliche, oder doch wenigstens die Unvorsichtigkeit eines Zuges in den stürmischen Oktobertagen vor Augen gestellt; doch Heribert, dem Drange des Eindrucks nachgebend, bestand auf seinem Entschlusse. Es mag überhaupt wohl eine der schwachen Seite der mittelalterlichen Helden gewesen sein, daß sie, die Brust geschwellt vor lauterer Gottesmiene, leicht begeistert wurden durch eine erhabene Idee, sich dem stürmischen Eindrucke des Augenblicks hingaben und gleich mit Ungestüm, ohne ruhigem Nachdenken Platz zu gönnen, die einmal gefaßte Idee zu realisiren suchten. Daß sie dadurch schneller, als sonst der Fall gewesen sein würde, zum Ziele gelangten, ist bei einer auch nur oberflächlichen Geschichtskenntniß nicht zu läugnen; daß aber auf diese Weise auch manchmal

Vieles verdorben wurde, ist ebenfalls nicht zu verkennen. So hatte auch Heribert in rasch auflodernderm gerechten Zorne jenen Entschuß gefaßt, den die ruhige Ueberlegung des Willigis gleich mißbilligt hatte, und den er diesen Tag hindurch oft Gelegenheit hatte, zu verwerfen.

Kaum hatte der Wächter die fünfte Stunde geblasen, als auch schon Alles auf der Schwarzburg sich regte. Die Knappen, im großen, bunt getäfelten Waffensaale versammelt, standen schon vollkommen gerüstet, und warteten auf den Burgherrn. Bald trat auch Heribert und Willerich mit stahlbedeckten Gliedern herein, und nach geschehener Begrüßung sanken Alle auf die Knie, um den Himmel um gnädigen Beistand zu bitten. Dann gab es noch Manches zu verordnen und einzurichten, so daß bereits der Himmel von Morgen geröthet war, als aufgesessen wurde. Als nun die Frauen oben auf dem Balkone erschienen, stieß Heribert in das reichverzierte Hüfthorn, und der Zug bewegte sich in langer Reihe aus dem Schloßhofe ins Thal hinab. Vorn zogen die 16 Rabenburgischen Knappen mit einer Abtheilung Schwarzburger, in der Mitte Fußknechte mit ungeheuren Sturmkolben, dann wieder eine Schaar tapferer Schwarzburger Reisige und zuletzt Heribert und Willerich in herrlich blinkender Rüstung.

Der Zug begann unter nicht besonders glücklichen Auspizien. Kalter Herbstnebel durchrieselte fröstelnd die Glieder; von mehrtägigen Regen waren die Wege ganz morastig; zudem schien sich der Nebel nicht senken zu wollen, sondern es bildeten sich wie in der Tiefe des Westens so überall immer mehr sich zusammenziehende,

immer dunkler werdende Wolken. Noch hat man Waldburg nicht erreicht, als auch schon der Regen in Strömen herabgoß. Gänzlich durchnäßt kamen deshalb unsere Ritter daselbst an. Zum großen Verdruße fand Heribert Ritter Kuno nicht zu Hause. Da war also sein Plan theilweise schon mißglückt; und etwas niedergeschlagen verließ er nach eingenommenen Mahle diese vortreflich angelegte Burg. Jetzt kam ihm der erste Gedanke an die Unüberlegtheit seines Planes in den Sinn. Doch beschloß er, seiner guten Sache vertrauend, die Unternehmung durchzuführen. Seine Gedanken gab er dem neben ihm reitenden Burgwart von Rabenburg kund.

Dieser aber suchte ihn zu beruhigen, und theilte ihm einen Plan mit, den er so eben mit Willerich berathen hatte. „Wir theilen uns, meint er, in zwei Haufen, wovon der eine an dem Burgthore den Sturm beginnt, der andre jedoch unbemerkt durch den Wald sich zur entgegengesetzten Seite der Burg schleichet, wo sich in der Ringmauer eine niedere und minder starke Stelle befindet. Wenn sich nun die Wuth des Feindes auf die erste Abtheilung geworfen, und daselbst seine ganze Macht concentrirt, kann die andere die besagte Stelle leicht übersteigen, oder sie einrennen.“

Heribert sah das Vernünftige des Planes wohl ein und gab deshalb seine Zustimmung. Unterdessen hatte man das Zackenburgische Gebiet betreten, als es schon zu dunkeln begann. Doch jetzt fing das Unwetter in noch schrecklicherem Grade als gestern an zu toben; der Sturm raste grausenhaft in den immergrünnen Wipfeln der schlanken Tannen, und schüttelte aus seinen Rabenflügeln pechschwarzen Gewölks Ströme von Regen her-

nieder. Vom Tagesmarsche ermattet legte sich der Zug unter den uralten Fichten nieder, und man vermochte kaum unter einem zu diesem Behufe mitgenommenen großen Zelte ein Feuer anzuschüren, um die unentbehrliche Nahrung zu bereiten. So war der Empfang auf Zackenburgischem Gebiete. Wie schrecklich mußte die dunkle Nacht sein! Man war deshalb froh, als nach einigen Stunden der Ruhe gleich nach Mitternacht aufgebrochen wurde. Noch früh am Morgen erreichte man Rabenburg, und nach verabredetem Plane drang nun gleich Heribert mit der größern Abtheilung zum Burgthore; Willerich aber mit der kleinern zog still durch den Wald bis auf die Rückseite der Burg, wo der Felsen ziemlich steil war, und deshalb die Ringmauer niedriger.

Heribert rückte vorsichtig heran, fand aber, daß er sich verrechnet, und die Burg zu seinem Erstaunen gar wohl verwahrt war. Denn Konrad war davon in Kenntniß gesetzt worden, daß Mathildis zu Heribert von Schwarzburg gezogen sei, und hatte sich deshalb auf einen Ueberfall ganz gefaßt gemacht. Auf einen Ruf der Wachen, kamen gleich alle Knappen wohl gerüstet heran, und schauten dem Feinde kühn ins Gesicht. Heribert ließ sich jedoch nicht schrecken, sondern mit seinen Fußknechten vorandringend, ließ er von diesen das Burgthor mit ihren Kolben einrennen. Doch ach! vergebliche Arbeit. Die Thorflügel ganz mit Eisen beschlagen, wollten den mächtigen Hieben nicht weichen. Alle Knappen stiegen nun von den Pferden, und suchten überall Sturmleitern anzulegen. Wohl stürmte Heribert dreimal an der Spitze der Seinigen, doch auch dreimal mußte er sich zurückziehen! und wohl Manchen

seiner Tapfern sah er blutig hinscheiden. Sein Schild war von mehrern Lanzenstichen durchbohrt, und ein mächtiger Steinwurf hätte ihm beinahe den Helm zerschmettert. Schon über eine Stunde dauerte die blutige Arbeit. Heribert zog sich etwas zurück, um seine Krieger zu sammeln und ihnen frischen Muth einzusprechen. Da stürmte er, alle Kräfte seines muskulösen Körpers zusammenraffend, zum vierten Male, und rief mit donnernder Stimme den Seinigen den Schlachtruf: „Mathildis“ zu, welchen Alle mit furchtbarem Gebrüll erwiederten. Da siehe! es gelingt ihm; oben auf der Mauer steht der Herzhafte; im mächtigen Sprunge den Schild über sich haltend springt er hinab; die Seinigen ihm nach. Und wie der Löwe, der an starker Kette gefesselt, von einer Menschenschaar geneckt und gestachelt wird, endlich nach vieler Anstrengung die hemmenden Bande zerreißt, und nun blind wüthend unter die Hülflosen rennt und Tod und Verwüstung unter ihnen verbreitet; so jetzt Heribert; mit Ungestüm dringt er in die Feinde, und unter dem gewaltigen Hiebe seines ungeheuren Schlachtschwertes sanken wohl Manche in die schwarze Nacht des Todes dahin. Doch würde er zuletzt, von Anstrengungen erschöpft, der Uebermacht erlegen sein; da aber, in der höchsten Noth, ertönt das wohlbekannte Hüfthorn seines Sohnes, dem das kühne Wagniß, den steilen Felsen hinanzuklimmen, nach einigen Versuchen gelungen war. Und nun an der Fronte und im Rücken gleich hart bedrängt, sieht Konrad keinen andern Ausweg, als sich so gut als möglich durchzuschlagen. Mord und Tod an beiden Seiten verbreitend gelangt er an ein dichtes Gebüsch, wo ein

ihm wohlbekanntes Pförtchen den Ausweg ins Freie öffnet, jedoch auch da von Dickicht und Felsstücken verdeckt. Schnell hinter das Gebüsch springend war er den Augen der Verfolger entschwunden. Denn da hier Ringmauer und Gebäude sehr nahe zusammenstoßen, zudem sich erstere plötzlich wegen Abschüssigkeit des Felsens biegt, wähnten jene, er sei in die Wohnungen der Dienstleute geflohen, und suchten ihn dort vergebens. Das Gefecht dauerte noch, als Konrad von den Seinigen noch nicht vermisset war; Heribert war immer Allen voran durchgedrungen und bald bis zu seinem Sohne hingelangt. Da plötzlich dringt ein riesiger Kämpe auf ihn ein und hebt mit mächtigem Arme den mörderischen Stahl zum Todesstoße. Willerich eilt herbei, fängt glücklich den dräuenden Hieb auf, erhält aber von einem Feinde einen Lanzenstich, der durch den Panzer in die Brust dringt. Er fällt hin; zwei treue Knappen tragen ihn aus dem Mordgefechte hinweg. Doch bald sahen sich Konrads Streiter von ihrem Gebieter verlassen, und fanden es deshalb für räthlich, auch ihr Leben zu retten. Sie streckten also die Waffen, und ergaben sich an Heribert auf Gnade und Ungnade.

Nachdem diese in verschiedene Gemächer waren vertheilt worden, begab sich Heribert, bis zum Umsinken erschöpft, in die Burg hinein. Hier wurde er von zwei Mägden Mathildens, die Gelegenheit gefunden hatten, aus ihrem Verwahrsam, worin sie Konrad eingesperrt, zu entwischen, empfangen und gebeten, sich in den großen Saal zu begeben, wo sie, so gut es in aller Eile thun ließe, ein Mahl angerichtet hätten, Doch der besorgte Vater verlangte zuerst zum verwundeten Sohne

gebracht zu werden. Er fand ihn in gänzlicher Abspannung, die der Blutverlust herbeigeführt hatte, und neben ihm sitzend Willerichs treuen Begleiter und Knappen, den alten Martin, der des Jungherrn Wunde verbunden hatte, und sich heftig geberdete, daß nicht er, statt seines Herrn, den Stoß erhalten habe. Heribert beruhigte ihn, drückte seines tapfern Sohnes erschlaffte Hand an sein Herz und ließ eine Thräne der Freude wie der Trauer darauf fallen. Dann setzte er sich mit seinen Kriegern, die in langer Reihe Platz nahmen, zu Tische; doch bevor er noch selbst etwas genoß kniete er nieder, dankte in brünstigem Gebete dem Himmel und flehete für des Sohnes Rettung, schickte aber auch den Gefangenen Speise und Trank. Nach geendetem Mahle gönnte er den ermüdeten Streitern einige Stunden des Ausruhens. Er selbst aber begab sich an das Bett seines Sohnes, der auch bald die Augen wieder aufschlug. Was Vater und Sohn bei diesem Blicke gefühlt, das läßt sich nicht beschreiben.

Am Nachmittage ließ Heribert die gefallenen Tapfern aufsuchen und beerdigen. Es waren ihrer seinerseits Einundsiebzig, von Seiten der Feinde jedoch Dreiundneunzig. Thränen der Rührung benetzten bei dieser Nachricht die Wangen des menschenfreundlichen Biedermannes. Er ließ jetzt von den Pferden, die während des Gefechtes von einigen Fußknechten bewacht und dann hereingebracht worden waren, das schnellste auswählen, mit welchem er einen Boten nach Schwarzburg sandte, der den glücklichen Ausgang der rechtlichen Sache melden, die Verwundung Willerichs aber verschweigen, und bloß dessen Tapferkeit rühmen sollte.

So hatte es also der göttlichen Vorsehung gefallen, daß Heriberts Unternehmung, trotz des unüberlegten Entschlusses, mit Sieg gekrönt wurde; und er pries sie dafür in kindlichem Danke.

Fünftes Kapitel.

Weitere Begebenheiten.

Willerichs Wunde war sehr gefährlich, und brachte ihn an den Rand des Grabes. Doch noch einmal sollte der Todesengel mit dem flammenden Schwerte an ihm vorübergehen; er sollte, so war es der Wille der Vorsehung; wieder in vollen Zügen den Becher des Lebens schlürfen, sollte dabei die Wermuthsschaale herben Unglücks bis zur Hefe ausleeren. Sein Zustand erforderte die behutsamste Pflege. Gleich am andern Morgen schickte der Vater zu einem benachbarten Kloster und ließ den ehrwürdigen Mönch Simplizius rufen, der die Wunderkräfte der Heilkräuter kannte, welche die schlummernden Kräfte des Lebens von neuem wecken, und die versiechenden Glieder des gestörten Organismus zu neuer Rüstigkeit beleben. Er erschien der Liebreiche, Einfache, der mit Recht seinen Namen trug; mit kunstgeübter Hand legte er lindernde Heilpflaster auf die klaffende Wunde, und hauchte der verwelkten Blume neuen Lebensodem ein, so daß er schon nach zwei Tagen den Patienten außer Gefahr erklärte. Nachdem er in Betreff desselben die gehörige Instruktion gegeben hatte schied er wieder, eben so anspruchslos, als er gekommen, nur hocherfreut, daß der Himmel seinen geringen

Diener gewürdigt hatte, ein Werkzeug seiner Macht zu sein.

Inzwischen hatte Heribert einen sonderbaren Besuch erhalten. Tags nach der Stürmung der Burg erschien nämlich Konrad, ganz allein, nur von einem einzigen Diener begleitet, und verlangte mit Heribert zu sprechen. Der Schlaue brütete neue Pläne. Mit Gewalt gegen den Schwarzburger aufzutreten hielt er nicht für räthlich. Denn Heriberts Waffen hatten ihm Respekt eingeflößt; zudem wußte er nur zu gut; daß Kuno von Waldburg, ein starker Recke, und der mächtige Abt von Hirschau außer vielen andern Rittern und Grafen auf den ersten Ruf des Graf Heribert gleich bereit sein würden, mit ihren Mannen zu ihm zu stossen, und bei einer solchen Uebermacht müßte er sogar befürchten, selbst von seiner Burg vertrieben und seiner Güter beraubt zu werden. Was er also mit Gewalt nicht erhalten konnte, das sollten fein geschmiedete Kabalen und Intriguen ersetzen. Seine völlige Charakterlosigkeit ließ ihn also das Geschäft eines listigen Supplikanten und Schmeichlers vor Heribert übernehmen. Er that also sehr demüthig vor ihm, betheuerte bei seinem Vorhaben die beßten Absichten gehabt zu haben, und daß es ihm leid wäre um die Rittersfrau und das viele vergossene Blut. Heribert wollte anfangs von nichts dergleichen hören; doch ließ sich der arglose Biedermann zuletzt vom Schmeichler bethören, und glaubte seinen gleißenden Worten, daß nämlich seine Absichten gut gewesen seien, nur meinte er, wär die Ausführung derselben schändlich! „Was nicht mehr zu ändern ist,“ nahm Konrad das Wort, „läßt sich nur bedauern und

bereuen, und muß dann der Vergessenheit anheim gegeben werden. Ich verlange deßhalb von Eurer Ritterlichkeit, daß Ihr des Vergangenen nicht mehr gedenket, und daß ich ein Gleiches thun werde, dafür gebe ich Euch jetzt die Bürgung eines deutschen Handschlages." Heribert stets zur Aussöhnung bereit, schlug ritterlich in die dargebotene Rechte ein, und freute sich, die Feindschaft, wie er meinte im Keime erstickt zu sehen. Noch mehr aber freute sich der Gleißner Konrad, so glücklich von dem Handel losgekommen zu sein. Denn er wußte recht gut, wie viel Heribert bei der Kaiserin Mutter galt, und wie schwere Strafe diese über ihn, als schnöden Verräther kaiserlicher Gesetze, verhängen würde, wenn Heribert Anzeige von seinem Benehmen mache. Beide schieden also als Freunde.

Unterdeß war auch der Bote auf Schwarzburg angelangt. Beide Matronen waren ausgegangen nach Liebeinsam, wo überhaupt Adelheid in der Abwesenheit ihres Gemahls ihre schönsten Stunden zubrachte. Dorthin wandelten die guten Frauen unter traulichem Gespräche, und achteten nicht des kothigen Weges wie der rauhen Herbstnebel. Vor der glorreichen Mutter der Gnade warfen sie sich nieder, und erschlossen ihr das schwere Herz in brünstigem Gebete. Und sollte ihre vertrauensvolle Bitte wohl unerhört bleiben? — O, wer du auch sein magst Sünder, der du Schaden gelitten hast an deiner Seele, der du auf den bewegten Lebenswogen zu sinken droheſt, wende dich zu ihr, die die Kirche eine Zuflucht der Sünder nennt, sie wird dir eine milde Fürsprecherin sein! Und du Unglücklicher, um den des Lebens Stürme furchtbar brausen, den das Un-

glück mit schwarzem Fittige zu Boden schleudert, auch du trete hinzu zur Gnadenvollen, sie wird auch dir eine Trösterin der Betrübten sein! Und ihr Alle, die ihr schwer traget an eurer Bürde, die ihr leidet an See- len- oder Leibesnöthen, ihr Alle, flehet zur Hocherha- benen, die da ist eine Hülfe der Christen, sie wird euch Allen eine viel vermögende Fürsprecherin sein, sie wird euch Allen eine mächtige Hülfe sein, in dem heißen Kampfe dieses dornenvollen Lebens! Noch ganz in An- dacht versunken, werden unsere Damen plötzlich gestört. Eine Dienerin wars, die auf Windesflügeln hieher ge- eilt war, um die glückliche Verkünderin des sieggekrönten Unternehmens zu sein. Thränen der Freude vergießend fielen sich die edlen Frauen um den Hals. Nicht den- kend des vielen heiß vergossenen Blutes, nicht ahnend Willerichs trauriges Schicksal, beglückwünschen sie sich einander wegen des ruhmvollen Sieges der rechtlichen Sache und wegen des Gemahls und des heranblühen- den Sohnes muthige Tapferkeit. Nicht vergessend wem sie Alles verdanken, stürzen sie hin zum heißen Dank- gebete und begeben sich darnach zur Burg. Hier em- pfing sie Alles in freudiger Bewegung, und der greise Willigis brachte am andern Morgen zur Dankesfeier das Opfer des neuen Bundes dar.

Drei Tage nach jener schönen Ueberraschung in Lieb- einsam, wurden die guten Matronen noch herrlicher überrascht. Als sie nämlich Abends traulich um das helllodernde Herdfeuer saßen und an der niedlichen Kunkel den goldenen Faden spannen, hörten sie feste männliche Schritte und das Echo eines Rasseln wie ei- nes Bewaffneten; und herein trat Heribert und lag in

den Armen der geliebten Gattin. Nach freundlichem Dankes Gruße Mathildens, war die erste Frage beider Frauen: „Wo ist Willerich, der tapfere Jüngling?" Heribert gab ihnen zur Antwort, er habe ihn mit vielen Truppen auf Rabenburg gelassen und erzählte dann den Hergang der Sache. Auch ging er noch denselben Abend hinüber zu Willigis, bat ihn um Vergebung wegen des Zurückweisens seines weisen Rathes, und erzählte, wie ihm die Vorsehung dennoch geholfen habe. Zugleich übertrug er ihm das traurige Geschäft, Adelheiden von dem Unglücksfalle ihres Sohnes in Kenntniß zu setzen, was der ehrwürdige Priester am folgenden Tage auf eine kluge und schonende Art that. Den Schmerz der Mutter wie auch Mathildens, kann sich eine zartfühlende Seele leicht denken.

Am folgenden Tage kam auch der Graf von Waldburg, seinen Freund zu besuchen, um sich nach dem Ausgange des Unternehmens zu erkundigen und nöthigenfalls seine Hülfe anzubieten. Er entschuldigte seinen Sohn, daß er keine Reisige zu Heriberts Schaar habe stoßen lassen, indem derselbe wie ein gehorsames Kind thun müsse, stets nur nach dem Willen des Vaters handle, und nur auf dessen Befehl hin etwas unternähme. Kunibert beglückwünschte die Eltern ob ihres tapfern Sohnes, und pries sich glücklich, einen solch' ritterlichen Freund zu besitzen; seinen Unfall bedauerte er sehr. Zudem machte er, wozu der Vater schon früher seine Einstimmung gegeben hatte, einen Vorschlag, den nur Freundschaft eingeben konnte. Er wollte nämlich an der Spitze einer auserlesenen Schaar nach Rabenburg ziehen, Mathildis dorthin bringen,

und dann den lieben Freund hieher führen. Alle stimmten ihm bei und lobten seinen Entschluß; nur Mathildis meinte, sie müsse erst Kunigunde wieder bei sich haben, weil ihr sonst wohl der Winter zu lang werden, und sie sich in die plötzliche Einsamkeit nicht finden würde. Kunibert erbat sich gleich die Ehre, Kunigunde aus dem Marienkloster holen zu dürfen, was Mathildis sogleich bewilligte. Heribert war dies Alles überaus lieb, einmal, weil er die innige Liebe Kuniberts für seinen Sohn sah, dann auch, weil er augenblicklich in Geschäften mit Kuniberts Vater verreisen mußte, worüber wir gleich unsern Lesern Näheres berichten werden.

Am andern Tage also zog Kunibert zum Marienkloster. Freundlich nahm ihn die Aebtissin auf, noch freundlicher aber begrüßten ihn die beiden Jungfrauen, wovon Agnes die Gespielin seiner Jugend war. Doch das war sie jetzt nicht mehr, er sah sie vor sich stehen, eine züchtige Jungfrau voll Hoheit und Würde, und kaum wagte er seinen Blick zu ihr zu erheben. Doch mit unvertilgbaren Farben war ihr Bild in seine Seele geprägt, und in züchtiger Liebe, nicht in wilder Leidenschaft, betrachtete er sie als seine künftige Braut, und trug von jetzt an ihre Farbe. In geziemender Ehrerbietung machte er Kunigunden den Willen ihrer Mutter kund, worauf diese mit thränenden Augen von der theuern Freundin Abschied nahm, und in die für sie bereitete Sänfte einstieg. Als der Zug auf Schwarzburg anlangte, war Heribert bereits abgezogen. Ritterlich führte Kunibert an seinem Arme Kunigunden der Mutter zu, die ihm mit dem innig-

sten Danke lohnte. So dann überbrachte er Adelheiden den Gruß ihrer Tochter; und als diese an dem edlen Jünglinge die Farbe ihrer Agnes bemerkte, segnete sie schon jetzt das liebe Paar mit mütterlichen Segen.

Nach einigen Tagen der Ruhe nahmen Mathildis und ihre Tochter von Adelheiden Abschied, und wie es Allen hiebei zu Muthe war, das wird der Leser leicht im eigenen Herzen fühlen. Glücklich brachte Kunibert seine Schutzbefohlenen nach Rabenburg, und nach wenigen Augenblicken drückte er schon die Hand seines theuren Freundes an die stahlbedeckte Brust. Auf Bitten Mathildens blieb er noch einige Zeit auf Rabenburg. Während dieser Zeit pflegte Mathildis den Kranken Willerich mit mütterlicher Sorgfalt; von Zeit zu Zeit kam auch Kunigunde an das Krankenlager, und als Willerich ihre Hand zum ersten Male in der Seinigen drückte, und die blauen Augen sich zum ersten Male trafen, da klopften beider Herzen lauter, und rascher rollte das Blut durch die Adern. An körperlicher Schönheit mochte Kunigunde wohl Mancher nachstehen; doch auf ihrem Gesichte lag ihr ganzes schönes Herz ausgeschüttet, und wie die Frühlingssonne von reinem Himmelblau herab ihre milden Strahlen sendet, so strahlte auch der Adel ihrer Züge die ganze Lieblichkeit weiblicher Anmuth aus.

Ungefährdet kam Kunibert mit dem noch schwachen Freunde auf Schwarzburg an. Dort gab es, wie sich erwarten läßt, eine rührende Scene, besonders da Kunibert daselbst auch seine Mutter Hedwig fand. Wir aber müssen jetzt auf des Adlers Schwingen Heribert nacheilen.

Sechstes Kapitel.

Der Reichstag zu Worms.

Kaiser Heinrich III. war zu Bothfeld in den Armen Papst Viktors II. des frühern Bischofs Gebhard von Eichstädt, zum bessern Leben entschlafen, und hinterließ dem Reiche seinen noch nicht sechsjährigen Sohn als erwählten König. Deutschlands Lage war eine wahrhaft kritische. Nur Heinrich des Schwarzen nie ruhendes Schwert hatte die übermüthigen Großen in den gehörigen Schranken halten können. Jetzt drohete das lang verhaltene Mißvergnügen los zu brechen, überall war der teuflische Same der Zwietracht gesäet. Doch Papst Viktor, selbst ein Deutscher, ein Mann voller Einsicht und Gelehrsamkeit, dessen Rath auch dem verstorbenen Kaiser über Alles galt, wurde jetzt Germanias rettender Schutzengel. Treu seinem erhabenen Berufe als Vater der Christenheit suchte er die wildesten Gemüther zu besänftigen, die widerstreitenden Interessen zu vereinigen, und mit weiser Umsicht das an Deutschlands Horizont schwebende Ungewitter zu beschwören. Er bewirkte auch, daß der kleine Heinrich allgemein anerkannt wurde, und die Kaiserin Agnes in vormundschaftlicher Regierung die Zügel des Reichs erhielt. Sein Beruf rief ihn nach Rom zurück auf welcher Reise ihn der Tod ereilte. Wäre ihm ein längeres Lebensloos beschieden worden, Deutschlands Verhältnisse hätten sich wahrhaftig ganz anders gestaltet! —

Ein Weib und ein Kind sollten also regieren in einer Zeit wo nur die vollste Manneskraft Heinrich III. oder Otto I. die Zügel hätten führen können. Agnes war eine edle und fromme, gebildete und kluge Frau. Sie hatte nur den Fehler, daß es ihr an Kraft gebrach. Sie suchte nur durch Milde und Güte, durch Nichtachtung des eigenen Vortheils zu regieren, und in einer minder aufgeregten Zeit würde ihr dies edle Vorhaben gewiß zum größten Ruhme gelungen sein. Heinrich hatte, wie Herr von Kerz so schön sagt, Vieles angefangen, das entweder nie angefangen oder nie unterbrochen werden mußte. Dies zu vollenden war ihr schwieriges Erbtheil, offenbar eine zu schwere Aufgabe für eine zarte Frau. Es konnte also nicht fehlen, daß das großartige Werk Heinrichs zum Ruin wurde. Die tobende Zwietracht brach alle ihre Fesseln; wie ein wildbrausender Waldstrom überströmte Willkür und rohe Gesetzlosigkeit das ganze Land; Deutschlands friedliche Gaue droheten der Tummelplatz endloser Fehden und blutiger Gräuel zu werden. Das ahnete die weise Kaiserin, und wollte daßhalb Alles in Milde beizulegen suchen. Zu diesem Ende berief sie einen Reichstag nach Worms.

Alle Fürsten zogen deßhalb mit ihren Mannen nach der am Rhein so frisch aufblühenden Stadt, die stets mit Treue am Kaiserhause hing. Hierhin zogen auch in aller Eile Heribert und sein Freund und Nachbar Kuno von Waldburg. Mit großem Pompe wurden die Berathungen eröffnet; die ganze Feier erhöhete noch die Gegenwart des Papstes. Wie mächtig mochte Heribert ergriffen sein, als er hier den Stellvertreter

Christi, den Vater der Gläubigen in seiner heiligen Pracht sah, den, dessen Herz alle Völker um der Erde Kreise vom Aufgange bis zum Niedergange mit väterlicher Liebe umfängt, dessen Brust aber besonders von Sorgen für das geliebte Heimathland gefüllt war! Unter seiner Leitung war der Reichstag abgehalten, und seine milde Vaterliebe und weise Einsicht beruhigte, wenn auch nur für den Augenblick, die feindlichen Gemüther. Auch der Kaiserin herrliche Anlagen und tiefe Kenntniß der Reichszustände erhielten von allen Fürsten den Zoll aufrichtiger Bewunderung, und man huldigte ihr aufs Neue. So schien die tobende Zwietracht noch einmal gefesselt, noch einmal sah man ruhigen und heitern Tagen entgegen. Doch der Friede so wie die Täuschung war nur momentan. Im Norden Deutschlands zog sich das furchtbare Ungewitter zusammen, das durch zündenden Blitzstrahl alle heterogenen Elemente wieder in hell auflodernden Aufruhr brachte!

Auf diesem Reichstage nun brachte Heribert auch die Angelegenheit Mathildens von Rabenburg bei der Kaiserin zur Sprache. Ihr war der unruhige Sinn Conrads des Zackenburger schon längst bekannt. Sein gesetzwidriges Verfahren hätte strenge Ahndung verdient; doch beschloß sie noch für diesmal den Weg der Milde einzuschlagen. Sie belobte Heribert wegen seines Eifers für die gute Sache und schenkte ihm als hohes Zeichen ihrer Huld ein Schlachtschwert, mit reichverziertem Griffe. Heriberts Herz wäre von Dank und Liebe zur gütigen Monarchin beinahe übergesprudelt; ermuthiget durch alle diese Zeichen hoher Huld brachte er noch bescheiden eine Bitte in Betreff Mathildens vor. Es hatte nämlich

Kaiser Heinrich III. kurz vor seinem Tode dem Otto von Rabenburg versprochen, ihn wegen seiner treuen Anhänglichkeit und mannigfachen Verdienste, in den Grafenstand zu erheben. Sein Tod hatte ihn an der Erfüllung seines Versprechens gehindert. Dies trug Heribert der Kaiserin vor, mit der Bitte, was ihr hochverehrter Gemahl gewillt gewesen sei, doch jetzt zu vollbringen, und das Grafendiplom ausfertigen zu lassen. Anfangs hatte Agnes Bedenklichkeit, da sie hiervon nichts wußte. Doch als Heribert bereit war außer mehrern Edlen auch den Grafen von Waldburg und den mächtigen vielvermögenden Abt von Hirschau als Zeugen des kaiserlichen Wortes zu bringen, versprach Agnes, den Wunsch ihres seligen Gemahls zu vollbringen und bei nächster Gelegenheit das Diplom ausstellen zu lassen. Mit huldvollem Lächeln und freundlichem Gruße an Gräfin Adelheid wurde Heribert von ihr entlassen.

Hierauf wurde Konrad vor die Kaiserin geladen. Der Schlaue witterte nichts Gutes. Er war nämlich auf der Reise nach Worms mit Heribert zusammengestossen, und durch einige unschuldige Aeusserungen, die jener fallen ließ, in Harnisch gerathen. Nach einigen Wortwechselungen flammte sein Zorn erst recht wild auf, da er sich an seiner Ehre verletzt glaubte, und, seiner selbst nicht mehr mächtig, nannte er Heribert einen Betrüger, entband ihn förmlich seines gegebenen Ritterwortes, des Vergangenen nicht mehr zu gedenken, und fügte hinzu, er möge nur thun, was in seinem Belieben stände; ihm bange vor nichts; er werde sich

zu verantworten wissen. Jetzt reuete ihn sein unzeitiges Aufbrausen; und er hatte Ursache genug.

Denn als er vor der Kaiserin das alte Spiel des Luges und der Schmeichelei wieder beginnen wollte, hielt ihm die so kluge Dame seine Unwahrheit in so ernstem Tone vor, richtete so verfängliche Fragen an ihn, daß er keine Auswege mehr wußte. Die Kaiserin aber wollte das zerknickte Rohr nicht brechen, und sprach ihn deshalb von aller Strafe frei, ermahnte ihn aber in dem liebevollen Tone einer Mutter, doch nie wieder dergleichen zu beginnen, sondern vielmehr darauf zu achten, daß Friede und Ordnung in dem so verwirrten Schwabenlande aufrecht erhalten werde. Gleich wußte der Schlaue diese günstige Stimmung zu benützen und versprach alles Gute, ja sogar sich zur Stunde noch mit Heribert auszusöhnen. Huldvoll entließ ihn also Agnes; er aber trat mit tief in der Brust verhaltenem Ingrimme aus der kaiserlichen Wohnung. Eine so eklatante Demüthigung, die doch offenbar unter allen Herren ruchbar werden mußte, durfte er nicht ungerächt hingehen lassen. Er sann deshalb auf neue Pläne, die wir zur Zeit aufdecken werden. —

Nach beendetem Reichstage kehrte Heribert nach Schwarzburg zurück. Hier hatte die zarte Pflege der Mutter die Genesung Willerichs schnell befördert. Die besorgte Frau wich fast keinen Augenblick von seinem Lager. Wenn sie nun so da saß, und den leicht schlummernden Jüngling betrachtete, wie er als Verfechter heiliger Rechte und Vertheidiger schwacher Unschuld, an blutiger Wunde darnieder lag; wenn sie bedach-

tete, wie groß die Verworfenheit und sittliche Verdorbenheit Konrads sei, und wie er, der einer zarten Frau nicht geschont hatte, auch gewiß nicht ruhen würde, bis er den ihm angethanen Schimpf an dem Gemahl blutig gerächt haben würde; wenn sie endlich noch dazu erwog, wie lange Willerich noch an seiner Wunde leiden würde, wie lange er noch untauglich zur Vertheidigung und Selbsthülfe im Falle der Noth sei, und welche Gefahren ihrer holden Agnes und ihrem hoffnungsvollen Adelbert drohe; dann bestürmten wol dunkle Gefühle düsterer Ahnung ihr Inneres, und ein tiefer Seufzer entwand sich der beklommenen Brust. Denn sie sah ja in grellen Farben und düstern Phantasiegebilden sich in weiter Perspektive die blutigen Akte einer schrecklichen Tragödie entwickeln. Dann hätte sie gerne zu Liebeinsam vor der Tröſterin der Betrübten ihr übervolles Mutterherz ausschütten mögen. Und mit dem Bande der Liebe an des Sohnes Krankenlager gefesselt, that sie dieses jetzt im häuslichen Zimmer. Das bethränte Auge himmelwärts hebend betete sie: „O Mutter der Gnade, auch Mutter der Schmerzen! der ein siebenfaches Leidensschwert bis in die innersten Fibern des Herzens drang, o habe Mitleid mit meinem Schmerze! Auch du mochtest in Jerusalems Tempel bei den weissagenden Worten des alten Simeons wohl all den ungeheuren Schmerz, das schreckenvolle Leid in weiter Ferne sehen, das dem zarten Leben des göttlichen Kindes, das dir selbst drohete! O nicht um Abwendung der bevorstehenden Leiden, wenn sie anders die göttliche Liebe beschlossen hat, bitte ich! Nur um dieses flehe ich: Beschütze all die Meinen, beschütze Reinste

im Lilienglanz der Keuschheit, die holde Unschuld der lieben Kinder, beschütze den gerechtigkeitsliebenden Gemahl! Erhalte uns Allen Geduld und Ausdauer in Gefahren und im Unglücke! Führe du uns durch das dunkle Thal dieses Pilgerlebens! Leuchte du uns immer du Morgenstern! daß wir nicht irren, daß wir an deiner leitenden Hand, du Pforte des Himmels, glücklich ins Vaterland wandeln!"

So betete sie auch eines Tags, und fühlte sich sichtbar getröstet; da wurde sie durch Heriberts Ankunft, und der Kaiserin freundlichem Gruße überrascht. Sie bewillkommte ihn herzlich und freute sich gar sehr über die frohen Nachrichten, die er mitbrachte; besonders über der Kaiserin Huld und die durch sie bewirkte Sinnesänderung des Konrads. Schon wollte sie alle ihre Befürchtungen und Besorgnisse aufgeben; aber die trübe Ahnung tönte noch tief im Herzen nach, und stiller Harm zehrte an ihrer Seele. Mit ihr war auch Willigis einverstanden, der Konrads bodenlose Charakterschlechtigkeit wohl kannte, und warnte deshalb Heribert, nur immer auf seiner Hut zu sein vor dem Schändlichen. Heribert aber, obschon er das Wahre dieser Besorgniß fühlte, nahm sich dies nicht sehr zu Herzen, da er dem Schutze des Allerhöchsten und seiner rechtlichen Sache vertraute. Doch war er darauf bedacht, alle nur möglichen Vorkehrungen zu treffen.

Den Winter brachte unsere Familie in harmloser Ruhe und stiller Häuslichkeit zu. Willerich war bald so weit wieder genesen, daß er im weichgepolsterten Lehnstuhle neben dem Herdfeuer sitzen konnte; er sah es nun gerne, wenn Willigis ihm die Thaten Karls

des Großen oder Otto des Großen, oder auch die Fehden Ernst II. von Schwaben, oder die kräftige Herrschaft Konrads erzählte, wie sie uns der gelehrte Kanzler desselben, Wippo, in seiner vita Chunradi aufbewahrt hat. Mitunter erhielt er auch Besuch von seinem Busenfreunde Kunibert, und erheiterte sich in dessen Scherzen und Liedern. Von ihm lernte er auch die Kunst, schöne selbst verfaßte Gesänge nach eigener, inniger Melodie vorzutragen. Und wie Alle einst wieder am knisternden Herde versammelt saßen, und die Mutter am Rocken Garn zum eignen Kleide spann, ähnlich der heiligen Kaiserin Kunigunde, und der Vater die finstere Stirn in Falten legte und mancher schweren Zeit gedachte, da griff Willerich in die Saiten, und ihnen liebliche Töne entlockend sang er mit schwacher Stimme:

Es lebt ein Jüngling in stillem Harm,
Die Wunde zehrt an seinem Mark,
Ihm scheint das trübe Herz so arm,
Ihm blühet Nichts im weiten Park.

Ihn reizet nur der Minne Gold,
Die keusche, göttlich schön;
Er achtet sie für Sängers Sold,
Ihn freut ihr beides Wehn!

Es lebt ein Mägdlein zart und fein
Zu aller guten Menschen Freud';
Das möcht er gern nennen sein,
Sonst zehrt an ihm stets Harm und Leid.

O du der Minne Königin,
Du heil'ge Jungfrau rein!
Sei mir doch eine Mittlerin,
Laß sein die Jungfrau mein!

Verklungen war die rührende Weise, doch hallte die sehnsuchtsvolle Melodie noch tief im Herzen der

Hörer nach. Gerührt reichte Heribert dem sinnenden Minnesänger die Hand, und forderte ihn auf den Namen der Jungfrau zu nennen, deren Preis er gesungen; da verklärte sich Willerichs Auge, als er den süßen Namen Kunigundens nannte. Von Herzen gern gaben die Eltern ihre Zustimmung; und voller Freude stimmte Willerich noch eine andere Sanges-Weise an, welche die Macht und Güte des Herrn pries und um seine Gnade für die Stürme dieses Leben bat. Von Tag zu Tag besserte sich jetzt Willerichs Zustand. Und als der Lenz wieder einzog im bräutlichen Schmucke mit seinen Blüten und Wohlgerüchen, überall rosige Freude verbreitend, da wandelte auch der leidende Jüngling an der Eltern Arme in die verjüngte Natur hinaus, und freute sich der üppigen Pracht und des bunten Schmelzes der Blumen, und des reinen azurnen Aethers. Ihr erster Gang war nach Liebeinsam, wo besonders Adelheid so viel zu beten hatte. Willerich schien jetzt ganz umgeändert. Denn seine frühere Rauheit, ja oft Trotzigkeit hatte einer liebevollen Sanftmuth und Milde Platz gemacht.

Siebentes Kapitel.

Reichstag zu Merseburg. Besuch zu Gottesfriede.

Von Norden her sollte für den jungen Kaiser Heinrich alles Unheil, alles Unglück seines Lebens kommen. Dort sollte ein herrschsüchtiger, und wenigstens damals noch weit von Heiligkeit entfernter Erzbischof den unschuldigen Prinzen seiner frommen Mutter rauben. Dort

sollte ein anderer stolzer, über alle Massen eitler und nur mit Scheintugenden prahlender Erzbischof sich nach Kräften bemühen ihn zu einem unmoralischen, sittlich verdorbenen unglücklichen Jüngling zu bilden. Von dorther begann auch jetzt schon das Scheusal der Zwietracht und Gesetzes Verachtung das natterumhüllte Haupt zu schütteln. Das Volk der Sachsen war es vorzüglich, das Heinrich in immerwährenden Kampf verflocht, das alle Herzen von ihm abwendig zu machen und zur Empörung hinzuneigen suchte.

Heinrich III. hielt, wie schon gesagt, alle Herren im Zaume und drückte ihren Uebermuth zu Boden. Dieses Spiel war ihm aber in Sachsen nicht leicht; denn zwischen Sachsen und Franken herrschte schon lange eine Nationaleifersucht, die durch den Uebergang der Kaiserwürde an das fränkische Haus noch gesteigert wurde; zudem hatte der fünfzig Jahre lang regierende Herzog Bernard, aus dem Stamme der Billungen, so viele Verdienste um das Reich durch Demüthigung der slavischen Völkerschaften, daß ihn das Volk der Sachsen fast wie einen Abgott verehrte. Auch hatte er eine immer größer werdende Territorialmacht. Da nun Heinrich während seines ganzen Lebens mit den übermüthigen Großen, mit Böhmen und Ungarn zu kämpfen hatte, und erst in seinen letzten Regierungsjahren freie Hände bekam, so konnte er auch da erst an die Sachsen denken. Er regierte aber ganz vorsichtig. Zuerst erweiterte er das Gebiet des Erzbischof von Bremen ganz ungeheuer, und gab den Sachsen in ihm eine Art Aufseher. Dann aber legte er eine Menge unüberwindlicher königlicher Pfalzen an, unter denen die mäch-

tige Harzburg, in der Nähe von Goslar, die festeste war. Das sahen die Sachsen mit verhaltenem Ingrimme. Nach Heinrichs Tod führten sie aber eine andere Sprache, traten offen gegen die Regentschaft auf, suchten überall die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen, um die Fesseln, die man ihnen anlegen wollte, zu brechen und ein freies Volk zu sein. Ja man ging sogar so weit, auf einer Versammlung zu beschließen, den jungen König zu ermorden und die Krone wieder an das sächsische Volk zu bringen.

Einige Getreue lebten jedoch der Kaiserin in Sachsen noch. Durch diese wurde sie jetzt von der drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt. Nach ihrem angenommenen Prinzipe, Alles in Milde auszugleichen, schrieb sie auch jetzt einen Reichstag nach Merseburg aus, um an der Grenze des Sachsenlandes Alles zu berathen.

Keinem kam die Nachricht von der Empörung der Sachsen erwünschter, als unserm Grafen Konrad von Zackenburg. Jetzt da die Kaiserin alle Hände voll zu thun habe, dachte er freies Spiel zu haben und so dem Grafen von Schwarzburg seine Rache fühlen lassen zu können. Flugs begab er sich deshalb zu seinem Freunde Rudolph von Rheinfelden, um mit ihm Alles zu überlegen. Dieser war ein Mann, der zwar nicht so moralisch verderbt wie Konrad war, der aber in blinder Leidenschaftlichkeit und von seinem größten Fehler, dem Ehrgeize angetrieben, Alles zu vollführen im Stande war. Dieser Ehrgeiz trieb ihn auch nachher an ein Verräther an seinem Schwager und Kaiser zu werden. Von den Schmeichlerworten Konrads ließ er sich leicht bethören, und versprach ihm zu einer Fehde gegen den

Schwarzburger seinen Beistand. Wer war froher als Konrad! Sein Plan war, gleich nach beendetem Reichstage Heribert auf der Rückreise zu überfallen, oder, wenn dieß mißglücke, ihn auf der Burg zu überrumpeln.

Heribert zog auf den Ruf der Kaiserin nach Merseburg. Dort hatten sich die Sachen doch anders gestaltet, als menschliche Kurzsichtigkeit es sich dachte. Der Aufrührer in Sachsen jetziges Haupt Otto war nämlich vor Merseburg mit zwei Vettern des Königs Kuno und Eckbert zusammengestoßen, und da zwischen diesen und Otto schon lange eine persönliche Feindschaft bestand, so kam es zum Kampfe, in welchem Kuno und Otto sich gegenseitig mit der Lanze durchbohrten. Die Sachsen ihres Oberhauptes beraubt, wagten für den Augenblick nichts weiter zu unternehmen, und die Kaiserin konnte somit manche Streitigkeiten schlichten, und Manches ordnen.

Hier in Merseburg war es auch, wo Heribert die Kaiserin an ihr gegebenes Wort in Bezug auf Mathildis erinnerte. Die gute Fürstin hatte erfüllt, was sie versprochen, und nachdem das Grafendiplom für den jungen Otto von Rabenburg vor allen Herren verlesen war, überreichte sie es eigenhändig dem Grafen von Schwarzburg, den sie, wie immer, sehr huldvoll entließ. Das war zu viel für Konrad. Fast wäre er in mitten aller andern Herren über Heribert hergefallen. Mit desto größerm Eifer dachte er jetzt an die Ausführung seines Planes.

Anfangs jedoch schien sich ihm wenig Aussicht zu bieten für das Gelingen seiner Absichten; denn Heribert begleitete einige mächtige Herren nach ihren Burgen. Doch

unverdrossen zog er ihnen nach, und hoffte Heribert nach seinem Abschiede von denselben zu fangen. Heribert zog unbesorgt voran, und besuchte noch unterwegs das Kloster Gottesfriede. Hier mag es nun auch der schickliche Ort seyn, den Lesern über Adelbert und Franz von denen sie so lange nichts gehört haben, wieder etwas mitzutheilen.

Das Kloster Gottesfriede war von Heriberts Großvater gestiftet, und mit weitläufigen Besitzungen und eigener Gerichtsbarkeit begabt worden. Unmittelbar vor dem Kloster wohnte der Klostervogt, der mit seinen Kriegern dasselbe vor feindlichen Anfällen schützen mußte. Die Mönche gehörten zum Benediktiner Orden, jenem ältesten Orden, der seine Segnungen durch viele Jahrhunderte hindurch über ganz Europa ausschüttete, und von dem die meisten andern geistlichen Orden eine Nachbildung sind. Zwar war Gottesfriede ringum von dichtem Walde begränzt; doch nur an einer Seite, nach Norden hin, berührte dieser das Kloster. Seine nächste Umgebung waren üppige Saatfelder und lachende Auen. Hier mochte mancher Schweißtropfen der Mönche den Boden benetzt haben, doch ein einziger so vergossener Tropfen bringt tausendfachen Segen. Des Klosters arbeitsame Bewohner, jene demüthigen von Gott immer durchdrungene Männer, waren es, die jenen furchtbaren Wald, wo früher der gewaltige Ur und der grimme Eber hausten, und in dessen Finsterniß das kleine Pflänzchen verdumpfen mußte, gelichtet hatten, so daß jetzt an der Stelle, wo früher wohl mancher Wanderer unter den scharfen Zähnen einer wilden Bestie in unwirthsamer Gegend verbluten mußte,

sich ein gastliches Kloster erhob, das den müden Pilger wie an heimischen Herde erquickte und labte. Jetzt sah die Sonne mit Lächeln auf diesen Ort herab, jetzt sandte sie milder ihre Strahlen auf die gelockerten Furchen und ließ ihnen herrlichen Saaten entkeimen, jetzt spiegelte sich ihr strahliges Haupt in den plätschernden Silberwellen des Bächleins, das Wiesen und Aecker benetzte, und das sonst in des Waldes grausamen Dunkel ihr segenbringender Strahl nicht erreichen konnte. Hier hauchte Alles jetzt Frieden, einen Abglanz jenes seligen Friedens, von dem des geheiligten Ortes Bewohner über und über erfüllt waren. Hier wandelte nun Heribert durch des Kornfelds goldene Wogen, über der Wiesen blumige Auen, unter der Obstbäume fruchtbeladenen Zweigen. Auch er fühlte das Glück jenes Friedens, der die Bewohner beseligte, und hätte er nicht der zarten Gemahlin und der hülfebedürftigen Kinder gedacht, er hätte der Lust, die ihn anwandelte, nachgegeben, sein schartiges Schwert auf dem Altare des Allerhöchsten niederzulegen und sein blutiges Panzerhemd mit der Mönchkutte umzutauschen. O daß auch dieser heilige Ort, wo die Liebhaber des himmlischen Friedens sich wie die Tauben im Felsenriffe bargen, verzehrt werden mußte von dem Zahne der Zeit, einer Zeit, der der heilige Glaube und die demüthige Frömmigkeit unserer Vorfahren unbekannt waren! Doch hier rufe ich mit Schiller aus: „Das ist das Loos des Schönen auf der Welt!"

Die Sonne vergoldete lieblich die hohen Zinnen der herrlichen Abtei, und schien dem schwachen Moos, das zwischen dem grauen Gemäuer hervorschaute, gar

nicht gram zu sein. Ermattet vom Marsche und der großen Schwüle des Tages, begrüßten unsere Wanderer mit Freuden die erfrischende Kühle, die sie in des Klosters ehrwürdigen Mauern umfing. Heriberts erster Gang war zu Adelbert.

Dieser und Franz waren bereits im Quadrivium, nachdem sie das Drivium zur größten Zufriedenheit ihrer Lehrer durchgemacht hatten. Diese hatten an den beiden fleißigen, liebevollen Jünglingen ihr wahres Vergnügen, und gewannen sie vor allen andern lieb. Beide studirten gewöhnlich zusammen. Sie lasen mit der größten Emsigkeit die alten römischen Klassiker, besonders Sallust, Statius, Virgil und Horaz. Die grammaitischen Werke des Prispian und Donat hatten sie schon längst durchgemacht, besonders aber die kritischen Commentarien des berühmten Regino, Abtes zu Prüm, zum Capella studirt. In der Geschichte studirten sie vorzüglich den Sallust, und unter den einheimischen Schriftstellern das Geschichtswerk des Wittichind, der sich den Tacitus zum Muster gesetzt hatte; besonders lieb war ihnen aber die eben halbbeendigte Schrift des gelehren Lambert von Aschaffenburg, wovon der Abt sich eine Abschrift verschafft hatte, und die wegen ihrer gediegenen, reinen und zierlichen Schreibart äußerst anmuthig zu lesen ist. Mathematik wurde nach Euklids Methode mit vielem Eifer betrieben; auch gab der eben bekannt gewordene Versuch des Franko von Köln über die Quadratur des Kreises neue Nahrung. Von der Astronomie und Naturlehre konnte natürlicher Weise nur wenig gelehrt werden.

Mit vorzüglichem Fleiße verlegten sich unsere Stu-

diesen auf die Dialektik, welche jenes Zeitalter als die erste Wissenschaft ansah, und die man Philosophie nannte. Ueber diese Materie war ein kleines Werk de rationali, et ratione uti (von dem Vernünftigen und dem Gebrauche der Vernunft) von dem berühmten Gerbert, nachherigem Papste Sylvester II. vorhanden; auch wurde nebst diesem noch ein Buch, über die Kategorien, das fälschlich dem heiligen Augustin zugeschrieben wurde, und die Topik des Aristoteles studirt. Hatte nun ein Schüler noch Anlagen zur Poesie und Redekunst, so wurden diese Talente besonders ausgebildet, so wie sich die Mönche auch im Zeichnen, Malen, in Mosaikarbeibeiten, in Gießereien (besonders der Glocken), in der Steinschneidekunst u. s. w. übten, so daß man in einer Zelle einen Schmelztiegel, in einer andern halb vollendete eingelegte Arbeiten, oder ein angefangenes Steinbild oder Zeichenapparate u. s. w. fand. *)

*) Daß diese Schilderung von dem literarischen Streben in einer Klosterschule damaliger Zeit nicht übertrieben sei, bezeugt mir der alte Autor des Lebens des heiligen Meinwerk, der von 1009 bis 1036 auf dem bischöflichen Stuhle zu Paderborn saß. Er schreibt so: „Zu seiner Zeit waren in der Schule zu Paderborn Musiker und Dialektiker, so wie Rhetoren und berühmte Grammatiker hervorleuchteten. Die Magister der Künste lehrten das Trivium, doch all ihren Eifer verwandten sie auf das Quadrivium. Dort glänzten Mathematiker und Astronomen, dort hatte man Physiker und Lehrer der Geomotrie. Horaz, der große Virgil, Crispus Sallustius und der feine Statius waren in großer Achtung. Zur Erholung und zum Zeitvertreib machte man mit großem Eifer Verse, Schriften und fröhliche Gesänge. Auch übte man sich beständig im Schreiben und Malen."

Des Morgens um 5 Uhr mußte jeder von den Schülern in der Kirche sein zum Frühgebet, und darauf studiren. Denn die Mönche liebten das alte Sprichwort: Aurora musis amica (Morgenstund hat Gold im Mund.) Nach genommenem Frühstücke gings zur heiligen Messe, und dann in die Hörsäle. Der Nachmittag wurde größtentheils dem Privatfleisse und der Erholung überlassen.

Dann wandelten Adelbert und Franz Arm in Arm durch die schattigen Lauben des Gartens, die der Mönche Hand selbst geschaffen hatte, oder in den nahen Wald hinein, dessen geheimnißvolles Schweigen ihren Gedankengang nicht störte, vielmehr beförderte. Ihre Freundschaft war von Tag zu Tag inniger geworden und in seliger Harmonie mit einander lebend hatte nie Einer Ursache dem Andern gram zu sein. Aber dem aufmerksamen Beobachter hätte es bei manchen Vorkommnissen nicht leicht entgehen können, daß wenigstens eine kleine Verschiedenheit in Hinsicht der Charaktere bei ihnen statt hatte. Franzens Gefühle waren noch inniger und glühender als Adelberts; diesem konnte man einen kleinen Anflug von Leichtsinn nicht absprechen. Diese Differenz war jedoch nicht so groß, daß ihre Freundschaft dadurch gestört wurde. Hieraus kann man

---

Siehe vita S. Meinwerci 11. 52. Man möge es mir auch nicht verargen, daß ich diese Schilderung zu weit ausgedehnt habe. Ich wollte dadurch nur dem Vorurtheil, das sich fast allgemeine Geltung erworben hat, begegnen als sei jenes Zeitalter durchaus eine actas obscura und ein Schandfleck für die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes.

sich auch erklären, daß Franz oft von einer Art Heimweh befallen war. Wenn er an das niedliche Vaterhäuschen dachte, an die murmelnden Silberwellchen des Baches, an das Geklapper des Mühlwerkes, an die goldenen Aehrenfelder, an die duftenden Heuhaufen der Wiese, an des selbst gepflanzten Apfelbaumes rothwangige Früchte, an die süß verlebten Stunden im traulichen Stübchen, an all die wohlbekannten Plätzchen voll lieblicher Erinnerungen: dann wollte ihm fast das Herz springen, und Adlersflügel und Wolken hat er sich gewünscht, um hinzueilen zum Vaterhause. Stellten sich bei Adelbert solche Gefühle ein, so waren sie doch nicht lange anhaltend, sondern leicht wieder verwischt. Ueberhaupt war dessen Religiosität nicht so tief eingewurzelt, als die des Franz, was hauptsächlich in seinem Charakter gegründet war. Um diese zu befestigen war die Feuerprobe der Prüfung nöthig. —

Als Heribert bei den Beiden eintrat, traf er sie beim Abschreiben des Horaz. Auf Befehl des Abtes mußten nämlich alle Schüler dergleichen Handschriften verfertigen, die dann in den Leihbibliotheken niedergelegt wurden. Mit herzlicher Vaterliebe umarmte er zuerst Adelbert und dann Franz, und freute sich ungemein über ihr gutes Aussehen, so wie über ihre erfreulichen Fortschritte, von denen er sich gleich Proben geben ließ. Dann lud der Abt Heribert ein, ein kleines Mahl auf seinem Zimmer entgegen zu nehmen, woran auch Adelbert und Franz Theil nehmen mußten. Hier wurde über Vielerlei gesprochen, und Heribert hatte wieder Gelegenheit, die große Weisheit und Einsicht des Abtes zu bewundern. Von den Vorfällen auf Raben-

burg meldete Heribert seinem Sohne Nichts. Er dachte, daß er doch einmal ein Mönch werden würde, und sich also mit dergleichen Sachen für jetzt noch nicht befassen dürfe. Er sagte ihm blos Willerich sei eine Zeitlang krank gewesen, was Adelbert aufrichtig bedauerte. Schwer wurde Heribert diesmal der Abschied von seinem Sohne. Es war, als ahne ihm in dunkeln Gefühlen das Ungewitter, das über alle Mitglieder seiner Familie ausbrechen sollte. Nochmals drückte er den Liebling an sein Herz, gab ihm den väterlichen Segen und schied sehr weich gestimmt. — —

Der Abt gab ihm noch eine Strecke das Geleite und kehrte dann zurück. In der Nähe von Waldburg angelangt, schickte Heribert einen Boten hinauf, ließ Allen seinen freundlichen Gruß vermelden und Kunibert den Auftrag geben, nach Schwarzburg die Nachricht von seiner glücklichen Heimkehr und der Auswirkung des Grafendiploms für die Rabenburger zu bringen, was dieser mit Freuden that, dann zog er weiter gen Rabenburg. Man kann sich die Freude und Ueberraschung der guten Mathildis und Kunigunde wohl denken. Gerne verweilte Heribert einige Stunden in ihrer Mitte. Auch von hier wurde ihm der Abschied so schwer; und als er den guten Frauen niedergeschlagen seine trüben, unerklärbaren Ahnungen mittheilte, perlten diesen die hellen Thränen über die Wangen. Doch mannhaft schwang er sich nach herzlichem Händedrucke auf den stampfenden Rappen, und sprengte schnell fort. Diesen Abend noch dachte er bei Waldburgs Bewohnern zu sein; so war es auch bestellt. Doch nicht o Mensch! trägst du des Schicksals Wage in deiner

Hand, und in die Zukunft zu schauen, verbietet dir ein undurchdringlicher Schleier!

Ermüdet von scharfen Ritt ließ er langsamer ziehen. Bald wurde der Weg steil abschüssig und rauh, so daß man absteigen mußte. Zudem mußte man die schwarzen Pechfackeln zubereiten und anzünden; denn Einer der Knappen war gestolpert und hatte Schaden genommen am Schenkel, und dann würde man ohne solche Wegweiser den Pfad nicht haben verfolgen können. Dies Alles hielt sie einige Zeit dort auf.

Achtes Kapitel.

Ein Ueberfall.

Der Abt von Gottesfriede war bis an die Wohnung seines Klostervogtes zurückgekommen, als er von fernher einen Zug Ritter ansprengen sah, deren Eisenpanzer im Golde der Mittagssonne blinkten. Bald erkannte er das Wappen auf dem Schilde des Vordersten, und sah, daß es Konrad von Zackenburg war. Mit gemessenem Ernste empfing ihn der sonst so liebevolle Greis, und warf einen durchdringenden Blick auf den Schändlichen. Dieser verstand ihn und machte sich wieder daran, die Rolle eines Heuchlers zu spielen. „Ehrwürdiger Herr und Abt," begann er, „ich hoffe den Grafen Heribert von Schwarzburg bei Euch zu finden, mit dem ich seit einiger Zeit in Hader lebte, der mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt." „Glaub's gerne," fiel der Abt ein. „Da mir nun Eure väterliche Milde und Einsicht bekannt, so hoffe ich durch Euch mit dem zürnenden Grafen wieder ausgesöhnt zu werden."

„Schweig, Unverschämter!“ donnerte ihm der Abt zu, indem er die schwarzen Brauen düster zusammenzog. Er zürnt dir nicht; und gerade jetzt gibst du dich mir von der rechten Seite zu erkennen. Zu Worms hat ja die Kaiserin eure Hände zum Frieden ineinander gelegt: wer ist es nun der Feindschaft im Herzen trägt, du Schändlicher, oder Graf Heribert? „Doch,“ und er milderte seine Stimme, „sollte die göttliche Gnade dein verkümmertes und steinhartes Herz gerührt haben, so bin ich bereit die völlige Aussöhnung zu vermitteln. Dir aber weiß ich für den Augenblick nichts zu sagen, als das Vaterwort: Thue Buße! Laß ab von deinem schändlichen Wandel. Willst du Friede, so ziehe zu Heribert nach Schwarzburg, und biete ihm die Friedenshand, die er bereitwillig annehmen wird. Für jetzt zieht beim Klostervogte ein, der euch auftischen wird. Und somit Gott befohlen!“ Der Abt kehrte ihm den Rücken und ging ins Kloster zurück.

Konrad war froh, daß die Lektion ein Ende habe. Er hatte den langen Strafsermon demüthig anhören müssen; jetzt aber lachte er weidlich über den alten Herrn und erlaubte sich recht derbe Späße. Beim Klostervogte ließ er sich es recht wohl schmecken, und fragte ihn wie so ganz von ungefähr wohin Graf Heribert eigentlich gezogen sei. Der leutselige Mann ahnte nichts Böses, und setzte ihm dessen ganzen Reiseplan auseinander. Dankbar drückte ihm Konrad die Hand, und ließ zum Aufbruche blasen. Vorsichtig zog er dann voran und am dritten Abend nachher hatte ein ausgesandter Späher die Schwarzburger erblickt. Diese gingen nach ihrer oben erwähnten Zögerung, drei Fuß-

knechte mit Fackeln voraus, langsam den Gebirgspaß hinab. Ein 3 Fuß breiter Steg führte steil hinab, Felsstücke und rankendes Brombeergesträuch hielten den eilenden Fuß manchmal auf; an beiden Seiten ragte das klüftige Waldgebirge hoch in die Wolken hin. Es war Heribert manchmal als sähe er aus des Gehölzes Dunkel grimmige Hunnengestalten herschreiten, die ihn mit gewaltigen Hieben zu tödten droheten.

Der Zackenburger hatte kaum das blutrothe Fackellicht erblickt, als er die Pferde anbinden ließ, und dann mit allen Knappen die rauhen Felswände hinanklommen. Dann stieß er furchtbar ins Hüfthorn und er voran, stürzen Alle von beiden Seiten auf ihre Schlachtopfer nieder. „Ergreift ihn, den Hallunken! Dort der mit dem hochflatternden Helmbusch, der ist's!" Doch Verzweiflung gibt übermenschlichen Muth; so auch bei Heribert. Wie ein Löwe schlug er sich durch, Alles zur Seite niederstossend, und eilte den Fels hinein. Sicher wäre er den Händen der Unmenschen entflohen, wenn nicht zum Unglücke eine tiefe Felsenritze ihn zum tiefen todesgefährlichen Fall gebracht hätte. Da lag er der Edle, und blutete an allen Gliedern, und aus der grausen Gebirgskluft flehete er inbrünstig betend zum Himmel empor, um Rettung aus den Händen der Feinde. Doch sein Lebensloos sollte noch von manchem verzehrenden Leide durchwebt sein, und so fanden ihn auch hier die Verfolger in der schrecklichen Kluft. Geduldig ließ sich Heribert herausziehen und binden. Konrad selbst konnte den ruhigen Blick seines edlen Gefangenen nicht ertragen, war deshalb vorausgeeilt. Seine Kriegsleute hatten Erbarmen mit dem schwer verwundeten Ritter. Sie verbanden deshalb seine Wunden, und trugen ihn

auf ihren Achseln so sanft wie möglich. Furchtbar brannten des Ritters Wunden, so daß er zuletzt die Besinnung verlor und in gänzliche Abspannung verfiel. Schon meinten seine Träger, er habe den Geist aufgegeben, da erwachte er mit einem tiefen Seufzer aus der Todesnacht, und nannte die Namen seiner Lieben. Die lindernde Thräne, die die gütige Natur dem Menschen zur Erleichterung seiner schwer drückenden Leiden gegeben hat, sie kam nicht in sein Auge, die Größe seiner Leiden war zu furchtbar. Und so kam er, stumm seinen herben Gram verbeißend, auf Zackenburg an, wo ihn Konrad, der ihn selbst nicht sehen wollte, in einen tiefen Kerker werfen ließ.

Dort in der furchtbaren Kerkernacht schmachtete nun Heribert, er der Biedermann, der für die hülflose, unschuldig Bedrängte Blut und Leben gewagt hatte. Ist das der Lohn für edle Thaten, daß uns zuletzt das furchtbarste Unglück mit seinen Hyänenkrallen zerfleischen soll? Hat man darum sein eigenes Blut und Gut in die Schanze geschlagen, damit das Laster zuletzt den Sieg davon trage? So mag wohl mancher Schwachgläubige fragen. Ja wahrhaftig, es wäre für den Menschen unerträglich, wenn ihn des Unglücks Leidenskette in ihre zerdrückenden Fesseln schlägt, und des herben Leidens Zahn würde ihn zermalmen, wenn er nicht gläubig zum Himmel aufblickte, wenn er nicht wüßte, daß der Höchste dort über dem Sternenzelte Alles nach seinen unerforschlichen Plänen zum Besten seiner Kinder lenkt. Nur der Glaube, der wahre, innige Glaube, macht es dem Menschen möglich, in des Lebens Drangsalen sich aufrecht zn erhalten.

So rief auch manchmal Heribert, wenn er sein Krüglein Wasser und das harte Stücklein Brot verzehret hatte, und die Fesseln schaurig an Händen und Füßen rasselten, von seinen Gefühlen übermannt mit gedämpfter Stimme aus: O Herr des Himmels, warum suchst du mich denn so hart heim, warum strafst du mich so fürchterlich! — Hab ich doch immer den Pfad des Rechts gewandelt, die Unschuld und schwache Hülflosigkeit beschützt und selbst des eignen Sohnes nicht geschont; und du schickst mir so erschreckliche Leiden! — — War es denn nicht genug, daß des Sohnes Brust von blutiger Lanze getroffen wurde, und seine Jugendkraft versiechte? mußtest du auch noch den greisen Vater den Händen seiner Feinde überliefern, daß ihn unnennbares Leiden langsam zur Grube des Todes bringe? — — O, o! errette mich aus diesem schmachvollen Kerker, zerbrich meine Bande, und fühlen soll der schnöde Verächter menschlicher und göttlicher Gesetze, daß Heribert noch lebt; fühlen soll er meine Rache, meine fürchterliche Rache! — — — Doch Herr! was spreche ich Unverständiger! Sehe ich nicht wie du am Kreuzesbalken schmachvoll verblutend ausrufst: Wo ist ein Schmerz, der dem meinen gleiche? Wie du aber auch zu gleicher Zeit den Vater bittest: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun! O habe Erbarmen mit meiner Schwachheit, verzeihe, so will ich auch dem Feinde verzeihen! — — O Herr verschmähe nicht die Bitten deines unwürdigsten Knechtes! Nicht um mein Glück, um meine Befreiung flehe ich dich an; wenn es nicht anders sein soll, wenn du nach deiner unerforschlichen Weisheit meinen Tod beschlossen, so will ich mich in

deinen Willen fügen. Doch für das zarte Weib, für die unschuldigen Kinder bitte ich; errette sie aus den Händen ihrer Verfolger, sende deinen schützenden Engel, der ihnen hülfreich zur Seite stehe! Bewahre die Kinder, die noch in voller Unschuld dir dienen; führe sie auf dem Pfade der Tugend! — — O laß sie wenigstens nicht das fürchterliche Schicksal des Vaters theilen! — — Und nun flehe ich nochmals um Geduld in meinem Leiden, laß mich nicht kleinmüthig verzagen! Führe mich einst in deinen Himmel! Amen. — — —

So flehend kam endlich die lindernde Thräne als trostreiche Gefährtin; und das öftere Gebet machte den Ritter ruhig und ergeben. Doch nagte bitterer Harm an seinem Leben, und der herbe Schmerz der schlechtverbundenen Wunden verzehrte das innerste Mark seines Gebeins. Und noch war der Winter mit seinen Stürmen und Schneeflocken nicht zur Hälfte vorgedrungen, als Heribert fast gänzlich einem Gerippe ähnlich sah. —

Um diese Zeit war der Burgwart, der sonst jeden Tag selbst nachsah und die kärgliche Nahrung brachte, mit seinem Herrn verreiset, und sein Weib hatte von ihm den strengen Auftrag, die Gemächer der Gefangenen, besonders des alten Ritters, dessen langer weißer Bart ihn kenntlich machte, jedesmal sorgfältig zu verschließen. Der Burgwart war ein harter, wilder Mann, der ganz in die Pläne seines Herrn paßte. Seine Frau Martha jedoch war ein gutmüthiges, frommes Mütterchen, das von dem harten Gemahl manche Unbill zu ertragen hatte. Neugierig, wer der bezeichnete Ritter wohl sein möge, wartete sie kaum die Stunde ab, wo

sie hindurfte. Der magere, abgehärmte Mann, der sie so liebevoll grüßte, erregte ihr Mitleid, und es dauerte nicht lange, so knüpfte sie mit ihm ein Gespräch an. „Was hast du wol verbrochen, du armer Mann, daß sie dich hier eingesteckt haben; dein blaues Auge, das so frei umher blickt, sagt es mir, daß du unschuldig hier schmachtest. Hast gewiß zu Hause lieb Frau und lieb Kinderlein, die dich betrauern!" Thränen traten Heribert ob der gutmüthigen, und antheilvollen Rede in die Augen. Er erzählte der guten Frau seine Schicksale, wobei diese recht bitterlich weinte und ihm Linderung seiner Leiden versprach. Sie hielt Wort; so oft sie nur konnte schickte sie dem kranken Ritter bessere Nahrung und reine Wäsche, ja wenn der Burgwart außer dem Hause war führte sie ihn sogar hinaus in ihr kleines Gärtchen. Und wenn sie dort nebst ihrer Tochter mit ihm zusammen saß, und der Ritter ihnen erzählte von Adelheid, von Willerich, von Adelbert, von Agnes, dann stürzten auch den mitleidigen Frauen Thränen über die Wangen, und Heribert fühlte sich wie neu belebt in ihrer Mitte und in Gottes lieber Natur.

Neuntes Kapitel.

Neues Bubenstück Konrads.

Obschon Konrad den Grafen Heribert in tiefem Kerker verschlossen hielt, und an dem Grafen von Rheinfelden einen mächtigen und treuen Bundesgenossen hatte, so bangte ihm doch vor des Schwarzbur-

gers Sohn, vor Ritter Waldburg und dem Abte. Doch ein Umstand konnte ihn noch sichern, der nämlich, daß von Heriberts Kriegsleuten kein einziger dem Blutbade entronnen war. Gleich war also sein Plan entworfen. Tags nach der blutigen Scene begab er sich mit nur wenigen Mannen nach Schwarzburg.

Hier hatte Kunibert den von dem Boten Heriberts ihm gemeldeten Bescheid überbracht, was Alle nicht wenig freute. Doch war er von dem Boten, einem schlichten, einfältigen Landmanne, verkehrt benachrichtiget; dieser nämlich sagte, Heribert wolle von Rabenburg nach Gottesfriede ziehen, und von da nach Schwarzburg zurückkehren. Der gute Mann hatte die Worte Heriberts entweder nicht verstanden oder vergessen.

Das kam unserm Konrad schön zu statten. Denn als er mit so wenigen Begleitern und so scheinbar friedlicher Absicht ankam, trug die Gräfin kein Bedenken, ihn herein zu lassen. Er sprach so schön und demüthig, daß die Gräfin ihm immer mehr Glauben schenkte. Er trug ja auf gänzliche Aussöhnung an, war sogar bereit ein Stück Landes zu diesem Behufe als Schadenersatz an Heribert zu überlassen. Mit sichtlichem Staunen hörte der Arglistige da, wie Adelheid meinte, daß Heribert jetzt in Gottesfriede sein müsse. Als er sagte, er komme von Gottesfriede, und dort habe ihm der Abt mürrisch erwiedert: Heribert sei bereits wieder auf seiner Burg, da wurde auch Adelheid sehr bestürzt, und wußte nicht, wie die Sache sich verhalte. Konrad war nun gleich bereit nochmals nach Gottesfriede zu ziehen, um die Sache ins Klare zu bringen. Erfreut gab Adelheid, das schwache, ganz

bethörte Weib, ihre Zustimmung zu seinem Entschluße, und des andern Morgens in aller Frühe sprengte jener in scharfem Ritt nach Gottesfriede. Jetzt hatte der Schändliche einen andern Plan ersonnen. Zwischen Heribert und dem Abte hatten früher schon Streitigkeiten obgewaltet, die aber durch Kaiser Heinrich III. geschlichtet waren, so daß jene Beiden aus Feinden die größten Freunde geworden waren. Nun dachte Konrad, wenn er von Gottesfriede unverrichteter Sache zurückkäme, Adelheiden und Willerich an die frühere Feindschaft mit dem Abte zu erinnern, und wenn zugleich der Graf von Waldburg, der dem Abte abgeneigt war, zu seinen Gunsten sprechen würde, so würde aller Verdacht von ihm ab und auf den Prälaten gewälzt sein. Auf diesem Plane wollte er dann einen andern bauen, den Abt, jetzt von den Schwarzburgern als Feind betrachtet, für sich bearbeiten und zuletzt die ganze gräfliche Familie sammt und sonders ins Elend jagen. Doch dieser Plan, den nur die Hölle ausbrüten konnte, sollte ihm, wie es sich bald ergeben wird, nicht gelingen.

In Gottesfriede angelangt; empfing ihn der ehrwürdige Prälat eben so kalt als früher. Konrad theilte ihm die Besorgnisse der gräflichen Familie in Betreff Heriberts mit, ließ eine mitgebrachte Schaar Schwarzburgischer Knappen seine Aussage in Betreff der Nachrichten Kuniberts durch einen förmlichen Eidschwur erhärten, und forderte zuletzt den Abt auf, ihm über Heriberts Aufenthalt das Nähere mitzutheilen, widrigenfalls man ihn als Verräther ansehen müsse, der den Grafen eingekerkert habe und ihn wegen der frühern

Feindschaft zu verderben suche. Wie aus den Wolken gefallen schaute der Abt dem eigentlichen Betrüger ernst ins Gesicht, donnerte ihn mit furchtbaren Worten an, nannte ihn selbst als den Betrüger, und drohete ihn gleich ergreifen zu lassen. Doch setzte er besonnen hinzu, er werde Morgen gleich nach Schwarzburg ziehen und die ganze Sache untersuchen. Konrad hatte sich wie wir sehen, in ein Labyrinth von Betrügereien hineingearbeitet, und vielfache Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Er verließ den Abt, ging zum Klostervogt und suchte diesen zu gewinnen. Doch der redliche Mann ließ sich nicht bethören, sagte aber, was aus Heribert geworden sei, wisse er nicht, da er bei seinem Abzuge in den Waldungen des Klosters Geschäfte gehabt habe. Konrad schrieb dies Alles, und noch weit mehr Gelogenes, auf ein Pergamentblatt, womit er die Knappen von Schwarzburg wieder zu ihrer Gebieterin zurücksandte.

Dann ging er nochmals zum Abte, und suchte sich vor ihm, so gut es anging zu rechtfertigen. Zugleich bat er um Vergebung, daß er ihn in seinem Eifer für die gute Sache, wie er sagte, einen Betrüger genannt habe. Doch an dem ehrwürdigen Greise waren alle glatten Worte verloren. „Du Schändlicher,“ herrschte dieser ihn an, „willst du auch mich noch, nachdem du ein schwaches Weib bethört hast, durch eine Lüge verstricken? Morgen, wie schon gesagt, werde ich nach Schwarzburg gehen, und finde ich dort den Grafen nicht, so weiß ich ihn aus deinem Raubneste herauszuholen. Du hast ihn in deine grausen Kerkerhöhlen geworfen, und suchst noch ungleich größeres Elend über die edle Familie zu bringen. Ist dir dein Gut und dein Leben

lieb, so ziehe zur Stunde noch nach Haus, und laß den Grafen frei!"

Konrad sah sich erkannt und geschlagen; er wagte nichts zu erwiedern. Die hohe Würde des silberhaarigen Geises, sein durchdringender Blick, die Allgewalt, seiner Rede hatten den Bösewicht entwaffnet. Stillschweigend zog er sich zurück, und dachte auf eine andere List, die ihn aus dem schlimmen Handel herausziehen könnte. Heriberts Sohn, Adelbert, dachte er als Geißel mitzunehmen und auf einem seiner Felsennester zu verbergen. Ward er dann gezwungen, Heribert freizulassen, so hatte er doch ein sicheres Unterpfand, das ihm einen ehrenvollen Frieden sicherte. Man dächte freilich dafür habe er Heribert ja in Fesseln gehabt, den er widrigenfalls zu ermorden drohen konnte. Doch so weit war der Bösewicht in seiner Schlechtigkeit gekommen, daß er auch dem redlichsten Manne keinen Glauben mehr schenkte. Ließ er nun auch nach ehrenvollen Frieden Heribert los, so glaubte er, dieser würde denselben nicht halten und sich an seinem Feinde rächen. Dann soll ihm Adelbert seine Dienste thun.

Er ließ also denselben zu sich fordern. Der edle Jüngling, der von Allem, was vorgegangen war, nichts wußte, kam mit Freuden, da sich der Ritter als Freund seines Vaters ihm melden ließ. Konrad begrüßte ihn freundlich, sprach mit ihm über seine Studien und schlug zuletzt einen Spaziergang vor. Der arglose Adelbert war gern dazu bereit, und wandelte mit dem Grafen in die weiten Auen von Gottesfriede hinein. Da plötzlich sprangen Konrads Knappen heran, er schwingt sich mit dem ar-

men Adelbert auf sein herbeigeführtes Pferd und sprengte im gestreckten Galopp mit ihm davon.

Hier sehen wir nun, geliebte junge Leser, in einem anschaulichen Bilde, was Leidenschaft beim Menschen zuwege bringen kann. Die Leidenschaft ist die alte Sphinx, jenes Ungeheuer vor dem Thebens Bewohnern so bangte. Sie legt uns Räthsel vor zur Lösung, sie treibt den Menschen Alles zu ihrer Befriedigung in Bewegung zu setzen. Und kann er zuletzt dieses Räthsel des Lebens nicht lösen, was unmöglich ist, so ergreift ihn das Ungeheuer mit fürchterlichen Krallen, er wird eine Beute dieser grausenhaften Sphinx, er muß unterliegen.

Die Leidenschaft setzt alle Triebe des Menschen in Bewegung, Alles muß ihr dienstbar sein; und nimmer o daß ihr es recht beherzigtet junge Leser! nie und nimmer wird sie befriedigt. Der Mensch, der ihr dient, gleicht dem Sisiphus der griechischen Mythologie, der im finstern Tartarus stets Wasser in ein bodenloses Gefäß schöpfen mußte. Betrachten wir unsern Konrad. Herrschsucht und Ehrgeiz trieb ihn an, das rechtmäßige Erbe eines unmündigen Kindes an sich zu reißen, und fürchterliche Rachsucht treibt ihn jetzt und wird ihn immer noch mehr treiben, alle nur mögliche Schlechtigkeiten zu ergreifen. Und nun bedenkt, daß kein Alter frei von Leidenschaften ist. Am regsamsten sind sie in der Jugend, trotziger werden sie bei reifern Jahren, und das Greisenalter, das die Kräfte des Geistes und des Körpers, stumpft keineswegs die Schärfe der Leidenschaften ab. Nicht wenig irret, wer da glaubt, die Zeit bezähme sie; vielmehr werden sie mit der Zeit noch herri-

scher und heftiger." *) Wer also in früher Jugend ihrem Andrange kein Ziel setzt, und sie unter Gotteshülfe zu Boden wirft, der verliert zeitlebens Ruhe und Zufriedenheit, der kann und darf nie glücklich werden. Ist euch also das Glück eures Lebens lieb, so ertränket jene Unholde in dem reichsprudelnden Borne der Gnadenmittel, die Gott in seiner Kirche niedergelegt hat.

Herr steh' in so schwerem Streite
Als ein Helfer mir zur Seite!
Sieh gleich grimmen Löwen schauen
Die mein spottend mich umgeben!
Rette mich aus ihren Klauen
Und beschirme, Herr, mein Leben!
Wandeln in Gerechtigkeit
Will ich vor dir jeder Zeit! (Ps. 16.) **)

Konrad zog also mit seinem Raube von dannen. Nach Schwarzburg wagte er nicht zu gehen; sein folterndes Gewissen trieb ihn weg, fern von jenen guten Seelen. Den armen Adelbert, den noch größeres Elend erwartete, brachte er selbst, nachdem er seine Begleiter nach Zackenburg geschickt hatte, nach einem seiner festen Schlösser. Hier lebten zwei Schwestern von ihm, Gisela und Emma, die letztere noch in der Blüte der Jahre. Beide waren an Schlauheit und Hinterlist ihrem Bruder gleich. Sie suchten den Adelbert durch süße Schmeichlerworte zu beruhigen, ja verschafften ihm sogar einige Bücher, damit er studiren könne. Zudem sprachen sie in seiner Gegenwart immer nur von frommen und religiösen Gegenständen, und thaten in der Schloßkapelle so andächtig, daß Adelbert sie wirklich für fromme Damen hielt. Nur konnte

---

*) Sieh Stunden der Andacht.
**) Sieh Stunden der Andacht.

er keine Silbe aus ihnen herauslocken, über den eigentlichen Zweck seines Hierseins; wie über das abstossende Verfahren des Ritters, der ihn geraubt hatte. Sie wußten dann immer Ausflüchte und verwiesen ihn zuletzt auf die milde Vatersorge des Allerhöchsten, der Alles zum Besten der Menschen anordne, obschon diese zu kurzsichtig seien, dieses einzusehen.

Nun war Adelbert gänzlich zufrieden, flehte wohl oft zum Herrn um Erlösung, doch immer mit dem Beisatze: „Nicht mein sondern dein Wille geschehe." Desto inniger betete er aber für seine Eltern und Geschwister. Täglich ging er mit Gisela und Emma, oder mit der Letztern allein, im Schloßgarten spazieren. Bei solcher Gelegenheit konnte es jedoch nicht ausbleiben, daß die wirklich ausnehmende Schönheit Emmas, die im vollsten Glanze weiblicher Reize prangte, und dem guten Adelbert auch von Innen ein Engel war, einigen Eindruck auf ihn machte. Er fühlte seit einiger Zeit Empfindungen in seiner Brust, die er sich erst selbst nicht erklären konnte. Doch als einst beim Studiren diese Gefühle heftiger als sonst ihn aufregten, und er statt auf die Schrift zu sehen, in eine Ecke starrte, da stellte sich unbemerkt ein heimlich dunkles Bild vor seine Augen; er sah es — ja er kannte sie — es war Emma. Jetzt war es ihm klar, daß er Emma liebte, er mußte es sich jetzt selbst gestehen. Hätte er sich in der Versuchung zu Gott gewandt, dem Beschützer der Unschuld, er wäre siegreich daraus hervorgegangen. Er aber versuchte den Kampf auf eigene Faust, und suchte eine Zeitlang sich der Gedanken an die Verführung zu entschlagen. Doch endlich mußte er unterliegen, wie es sich denken läßt, und

wir erblicken ihn eines Tags Arm in Arm mit seiner Emma umherwandelnd, die sich nach Kräften bemühete, ihn zu liebkosen und alle ihre Reize zu zeigen. So war also der arme Adelbert im Netze der Leidenschaft gefangen. Zuweilen stellten sich die Ermahnungen der Eltern und Lehrer vor seine Seele, doch bald wurden diese Gedanken von Reizen der Sinnlichkeit übertäubt.

Nur dem angebornen Leichtsinne Adelberts war es zuzuschreiben, daß er so schnell fiel; da jedoch heftig einwirkende Gefühle bei ihm bald verflogen waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß auch hier bald eine Aenderung eintrat. Er wurde deshalb nach einiger Zeit täglich kälter gegen seine Geliebte, schlich traurig herum und all ihr Kosen und Herzen vermochte ihm kein Lächeln zu entlocken. Das war die Folge des Kampfes, den die Gnade Gottes mit der Sinnlichkeit kämpfte. Noch konnte er sich nicht gänzlich den Fesseln der Leidenschaft entreißen. Eines Tages, als Gisela die Burg verließ, um in der Nähe etwas zu besorgen, wurde er aufgefordert, sie mit Emma durch die schattigen Laubengänge bis ans Burgthor zu begleiten. Heiterer als sonst nahm er den Vorschlag an, und wandelte in der Geliebten Armen die weiten Gänge hinab. Plötzlich blieb er stehen; ein hoher Stock mit gänzlich verwelkten Blumen fixirte seinen Blick. Auf seine Frage nach dem Namen des Gewächses, wurde ihm erwiedert, es sei eine sehr schöne Blume, eine weiße Lilie. „So, so," sagte er und schritt voran. Aber finstere Wolken lagerten sich auf seiner Stirn, und sein Gedanke durchlief vergangene Zeiten. Es stellte sich die schöne Scene vor seine Seele, die wir im ersten Kapitel beschrieben, wo

die Mutter ihm und Agnes vor einer Lilie stehend, so schöne Lehren über die Tugend der Reinheit gab. „Du guter Schutzgeist," „der aus dieser Blume zu mir sprach, dir will ich folgen. Ach Herr unterstütze meinen schwachen Willen; ich habe schwer gesündigt, hilf mir; Ich will fortan nur dir leben!"

Mit den Frauenzimmern am Burgthore angelangt, wollte Emma mit ihm umkehren, und Gisela ihren Weg fortsetzen; doch da riß sich Adelbert los und stürmte hinaus. Wie ein flüchtiges Reh, das den Händen der Jäger entkommen ist, so floh er ohne Rast über Berg und Thal, um weit, weit zu sein von dem Orte der Verführung. In der Angst verfolgt zu werden, gönnte er sich keine Ruhe, und lief unausgesetzt voran. Die schreckliche Glut der Sonne brannte furchtbar auf seinen Scheitel. (Er hatte nämlich seine Kopfbedeckung auf der Burg gelassen.) Doch ruhte er nicht eher, als bis er sich gegen Abend in einen großen Wald vertieft hatte, und er ganz erschöpft niederfiel. Kalter Fieberfrost rüttelte seine Glieder, von konvulsivischen Zuckungen begleitet; gänzlich verwirrt schaute er um sich, und hatte kaum noch so viel Bewußtsein, sich an einer nahen Quelle einen Labetrunk zu holen. Dann sank er am Rande des Börnleins in einen leichten Schlummer, und fuhr oft heftig auf vor den grausigen Traumbildern. Da träumte ihm, seine Verfolger wollten ihn greifen; plötzlich, wie ein aufgescheuchtes Reh, gänzlich sinnenverwirrt, sprang er auf, und eilte fort und fort durch die finstere Nacht, bis er ohnmächtig und ohne Bewußtsein niederfiel.

Der Vollmond verbarg sich in dämmernder Wolke,

und melancholisch fiel sein schwaches Licht auf den armen Jüngling.

Zehntes Kapitel.

Ein mißlungener Angriff.

Kaum war Konrad mit seinem Raube entflohen, als der Klostervogt, dessen Knechte das schändliche Beginnen gesehen hatten, ihm nachsetzte. Vergebliche Mühe! Der Räuber war zu weit voran geeilt, als daß man ihn hätte einholen können. Traurig ging der Vogt zum Abte, ihm die Trauerbotschaft mitzutheilen. „Ehrwürdiger Herr,“ fing er mit seiner gewohnten Weitschweifigkeit zu erzählen an, „wie Ihr den Nagel doch immer auf den Kopf treffen könnt!

„Nun, was gibts denn wieder?“

„O Schändlichkeit aller Schändlichkeit! Hab't Ihr's nicht gesagt, als der große Kaiser Heinrich starb, daß Euch bange unter der wilden Regierung eines schwachen Weibes, und blutige Fehden und anarchische Gesetzeslosigkeit die Ueberhand gewinnen würden? Nun haben wir erst eine nur zu wahre Bestätigung Eurer Meinung!“

„Nun, so erkläre dich doch näher, guter Alter!“

„Ja ich will mich kurz fassen,“ sprach der redselige Alte; und seinen Blick verfinsternd fuhr er fort: „Doch ungestraft soll's dem frechen Räuber nicht hingehen! Denkt Euch! unsern Adelbert, den Liebling Aller, hat der Schamlose zuerst mit sich gelockt und mit Gewalt fortgerissen! Es ist kein Ritter, dieser Konrad von Zackenburg. Zwar bin ich ihm nachgesetzt; und wehe ihm!

hätte ich ihn eingeholt! Doch es war zu spät ich konnte ihm nicht mehr beikommen!

Mit Staunen hörte der Abt seine Worte. Sichtlicher Unmuth schwebte auf seiner gedankenvollen Stirn. Für den Augenblick wußte er keinen andern Rath, als den alten Vogt auf die Hülfe des Himmels zu verweisen. Er durchschaute jetzt den fein gesponnenen Plan des Konrad. um so fester stand sein Entschluß, morgen in aller Frühe nach Schwarzburg aufzubrechen. Da er wußte, daß Konrad einen Boten an Adelheid mit brieflichen Nachrichten geschickt habe, that er unverzüglich dasselbe, und ließ melden, wie er den Schändlichen entlarvt habe und er selbst baldigst hinüber kommen wolle. Von Adelberts Entführung sagte er jedoch nichts. —

Auf Schwarzburg herrschte jetzt traurige Verwirrung. Der schlaue Konrad hatte in Adelheidens arglos reiner Brust den Funken des Argwohns geworfen, so daß fast diese an der ganzen Menschheit verzweifeln wollte, da sie sich von so guten Freunden ihres Gemahls betrogen sah. Von Zeit zu Zeit jedoch kam ein Gedanke in ihr auf, ob sie Konrad nicht aufs Neue könnte betrogen haben; dachte sie aber wieder an seinen liebevollen Eifer, den er ihr bewiesen zu haben schien, an die früherhin zwischen Heribert, dem Abte und Graf Waldburg obwaltenden Streitigkeiten, so wollte sie wieder dem Konrad Glauben schenken. So war ihre Brust der Schauplatz mannigfach sich durchkreuzender und bekämpfender Gedanken, die ihr schmerzlich das Herz zerrießen. Da trat Willigis zu ihr. Von der festen deutschen Treue Waldburgs und des Abtes überzeugt, däuchte ihm Konrad ein

schamloser Betrüger. Er suchte demnach Adelheiden hievon zu überzeugen, und sagte ihr gerade heraus, Heribert schmachte in Zackenburgs Kerker. Furchtbar war jetzt der Gräfin Bestürzung und Schmerz; aus den Klauen des wüthenden Tigers, des Konrad hoffte sie ihren Gemahl nie wieder zu erhalten. In so argen Seelenleiden suchte sie Willigis mit den Tröstungen der heiligen Religion zu stärken, was ihm auch gelang. Ganz in den Willen Gottes ergeben ging sie noch denselben Abend zur Beichte, und empfing am andern Morgen aus den Händen des greisen Burgkaplans das Brod des ewigen Lebens. Dieses himmlische Manna goß lindernden Balsam in die weitklaffenden Wunden ihres Herzens; und als sie nach langen innigen Gebeten die Augen erhob, da zitterte der erste Strahl der goldnen Morgensonne durch die schön bemalten Fensterlein der Kapelle, und es war ihr als riefen ihr des Himmels Engel zu: „Stehe auf, dein Glaube hat dir geholfen! Dein Gemahl ist nicht verloren!“

Deshalb würdigte sie auch den bald anlangenden Brief des Konrad kaum eines Blickes; nur grauete ihr ob der sündhaften Plane des teuflischen Bösewichts. Erhebend und stärkend waren hingegen für sie die Zeilen des Abtes, insbesondere da seine Ansicht mit der des Willigis übereinstimmte, und der hochwürdige Herr selbst versprach zu kommen. Nach dem Tage seiner Abreise zu schließen, mußte er noch diesen Abend anlangen, was auch zu Aller Freude geschah. Nach gegenseitiger Begrüßung und Bemitleidung nahm der Abt das Wort:

„Die Zeit ist kostbar, und wir dürfen keinen Augenblick verlieren. Bitten und Vorstellungen werden den

Schändlichen nicht rühren, hier muß Gewalt gebraucht werden. Wir sind jetzt noch in den letzten Tagen des Augusts, und leicht möglich, daß die furchtbaren Stürme, die gewöhnlich die Tages- und Nachtgleiche begleiten, unserm Vorhaben zuwider sein werden. Morgen werde ich Alles mit Ritter Waldburg überlegen."

„Was überlegen," rief der immer noch sieche Willerich, „gleich hingezogen, und das Raubnest des Schändlichen zerstört!"

„Vorsicht ist besser als Nachsicht, mein Sohn!" entgegnete gütig beschwichtigend der Abt. „Zudem habe ich es ja schon gesagt wie nachtheilig jede Zögerung werden kann. Morgen also, wie gesagt, werde ich mit Waldburg Alles in Ueberlegung ziehen, und durch schnelles Handeln allen fernern Folgen zuvorzukommen suchen. Ueberdies aber bin ich der Meinung, daß du trotz deines guten Willens nicht mitziehen, deine schwachen Glieder noch nicht wieder in das rauhe Erz schnüren darfst; deine kaum vernarbte Wunde würde vielleicht wieder los brechen und die bedrohlichsten Folgen haben. Du mußt vielmehr die Sorge für die Beschützung der väterlichen Burg übernehmen, und ich hoffe deine Mutter wie auch dein alter Lehrer werden diese meine Meinung billigen."

Natürlich pflichtete man, trotz des Sträubens des muthigen Willerichs, dem weisen Rathe des Abtes bei. Den süßesten Hoffnungen sich überlassend ging man alsbald zur Ruhe, und Adelheiden träumte lieblich von dem Empfange ihres Gemahls.

Fünf Tage waren seit diesem Abende verflossen. Der herrliche Morgen des ersten Septembers schien alle Pracht des bald verwichenen Sommers aufgerafft zu

haben, um dieselbe jetzt vereinigt zu entfalten. In voller Majestät zog des Tages herrliches Gestirn über die vergoldeten Kulmen der Berge hinauf, als Kuno von Waldburg ins Hüfthorn stieß und mit seinen Mannen den Zug antrat. Glücklich waren also die Auspizien, unter denen diese Expedition begann. Ob auch ihr Ausgang diesem entsprechen wird? — — —

Die Zahl der Leute, die dem Paniere Waldburgs folgten, belief sich auf vierhundert handfesten Kämpen. 100 führte der Klostervogt, 150 schaarten sich zunächst um Schwarzburgs Panier, und 150 trugen das Waldburgische Wappen. Kuno führte den ganzen Zug. Vom herrlichen Wetter begünstigt entfaltete er am dritten Morgen vor Zackenburg seine Schaaren, und ließ nach echter Ritterart durch einen Herold den Konrad auffordern seine Gefangenen (denn er wußte auch, vom Abte unterrichtet, um Adelberts Entführung,) loszugeben widrigenfalls man ihn mit Gewalt dazu zwingen würde. Doch dieser schickte den Herold nach einigen Mißhandlungen zurück, und lachte zu Kuno's Drohungen. Er verdoppelte nur seine Wachen und lebte übrigens in üppiger Schwelgerei dahin.

Die Belagerungskunst war nämlich damals noch in ihrer Kindheit. Der deutsche Ritter focht nicht lieber als Mann gegen Mann, wollte Alles mit seiner Faust gewinnen. Auf dreierlei Art nun konnte man sich damals einer festen Burg oder Stadt bemächtigen: Erstens im Sturme, wenn der Ort schlecht befestigt war; dann durch List, indem man innerhalb der Mauer einige Vertraute hatte, die entweder die Thore öffneten, oder bei einem plötzlichen Ueberfall die Verräther spielten und

gegen ihre eigenen Leute fochten; drittens dadurch: daß man die Belagerten durch Aushungerung zur Capitulation nöthigte. War nun keines dieser Mittel anwendbar, so konnten die Belagerten in sorgenloser Sicherheit auch dem zahlreichsten Herrn Tortz bieten.

Deshalb lachte auch Konrad über den Grimm seiner Belagerer, und verhöhnte sie noch dazu. Voll Erbitterung ließ nun Kuno stürmen, er selbst Allen voran. Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es zuweilen Einem, sich auf die Mauer zu schwingen; leicht wurde er jedoch von Konrads Kriegern hinuntergeworfen. So stürmte man heute, und morgen, und am dritten Tage; wohl sank mancher Tapfere dahin in des Todes Nacht, wohl war Kuno's Arm durch einen Steinwurf zerquetscht: doch alle Mühe war vergebens, alles Blut floß umsonst. So fest hatte man die Zackenburg nicht geglaubt; einen solchen Muth hatte man unter Konrads Kriegern nicht gesucht. Unmuthig also, unter dem lauten Gespötte der Zackenburger blies Kuno zum Rückzug.

Acht Tage waren nun seit ihrem Auszuge verflossen. Zwischen Furcht und Hoffnung hatte Alles auf Schwarzburg geschwebt. Der Abend des achten Septembers zog bereits über die Gefilde; die Sonne sank verglimmend hinter den Bergen, und der helle Abendstern durchbrach schon mit mattem Lichte die purpurene Abendröthe. So feierlich still war der herrliche Abend, so mild und segenverkündend das letzte Lächeln des sinkenden Tages, daß Adelheid schon lange auf dem hohen Balkone der Ankunft der Befreier ihres Gemahls wartete, daß sie in ihrer besorgten Brust den Frieden des stillen Abends empfand und zuversichtlich hoffte, bald ihr Theuerstes

in ihre Arme zu schließen. Wie schrecklich war ihre Enttäuschung, als der unmuthige Kuno mit seinen ziemlich gelichteten und dezimirten Schaaren ankam! Wie eine zerknickte Blume hing sie an dem Arme ihres Willerich, dessen bethräntes Auge nur matt seine innere Seelenbewegung wieder gab. Wie ein Wurm, der sich in seinem Blute krümmt, sank sie unter der zentnerschweren, furchtbar marternden Wucht der fehlgeschlagenen, aufs Höchste gespannten Hoffnung, ohnmächtig zu Boden. Kuno bedeckte mit beiden Händen seine Augen; und selbst die alten rauhen Krieger, die schon oft mit ruhigem Blicke dem furchtbar mähenden Tode ins Auge geschaut hatten, konnten sich bei dieser rührenden Scene der Thränen nicht erwähren. Der herzueilende Willigis nahm sich der fast entseelten Gebieterin an, und suchte das schwache Lebensfinkchen wieder aufzusuchen. Sie schlug zwar die Augen auf, erwachte zwar noch einmal aus der dumpfen Todesnacht; doch verworren blickte sie um sich, Wahnsinn lagerte sich in ihrem Gehirne und stille Melancholie umfing ihren Geist. „Heribert,“ rief sie, „wo bist du? Willst du mich verlassen?“ Doch nein! entrissen hat man mich deinen Armen, man gönnt mir deinen Blick nicht. O! Schlangen und Nattern zerren mit Teufelslust an meinem zerfleischten Busen! hinweg, hinweg muß ich! dich muß ich suchen, dich auch dem Schlunde des Tigerrachens herausholen!“

So redete sie in ihrem Wahnsinne, und riß sich los. Nur mit Mühe konnte man sie zurückhalten. Welche herzzerreißende Scene! Und als sie sich, auf ihr Lager gebracht, aus einer neuen Ohnmacht wieder erholte, da rief sie ein über das andere Mal: „Heribert, Heri-

bert!" und ein Thränenstrom rann perlend über ihre gebleichten Wangen. Täglich wurde sie jedoch stiller und ruhiger, saß am liebsten auf dem Balkone und blickte unverwandt mit fragendem, melancholischen Blicke ins Thal hinab.

Kuno von Waldburg litt noch lange an seiner Zerquetschung. Der Abt wurde bald in spätem Herbste noch in eine Fehde verwickelt, von ihm war also nur Trost keine Hülfe zu erhalten. Er vertröstete Willerich auf das kommende Frühjahr. Den Winter möge er nur bei seiner armen Mutter bleiben; er selbst wolle jedoch nach Abfluß des Winters die Hülfe und den Schutz der Kaiserin nachsuchen. Traurig schickte sich der edle Jüngling in seine Lage. Von Zeit zu Zeit jedoch erhielt er Besuch von den Rabenburgern. Diese hatten zur größern Sicherheit eine mächtige neue Ringmauer aus Quader aufgeführt, und konnten jetzt ziemlich ruhig eine Belagerung abwarten. In der Nähe dieser holden Frauen, so wie nicht minder in den väterlichen Zusprüchen des greisen Willigis, fand Willerich Erleichterung in seiner verzweiflungsvollen Lage. Wohl nie mag ein Kind glühender für seine Eltern gebetet haben, als Willerich in diesem Winter. Sein Freund Kunibert scheute nicht des strengen Winters; mit nur wenigen Begleitern zog er hin zur Kaiserin, und setzte diese von Allem in Kenntniß. Die milde Fürstin versprach mächtige Hülfe, sobald nur die Wege zugänglich seien. Und als Kunibert am letzten Tage des verhängnißvollen Jahres eintausendsiebenundfünfzig seinem Freunde diese Botschaft überbrachte, da betrat dieser mit erneuter Hoffnung die Schwelle des neuen Jahres.

Elftes Kapitel.

Adelbert und der Einsiedler.

Lange mochte der unglückliche Adelbert auf weichem Mooslager geruht haben, als er plötzlich erwachte und der reine Silberton eines hellen Glöckleins an sein Ohr schlug. Verwundert schauete er um sich, Alles war ihm fremd. Es schien ihm, als habe er furchtbar geträumt. Endlich stellte sich ihm Alles, was in den letzten Tagen vorgefallen war, wieder vor seine Seele, und er wußte, daß er in einen großen Wald geflohen war. Doch wo er sich jetzt befand, konnte er nicht begreifen. Da öffnete sich die Thüre der stillen Klause, und beleuchtet vom Golde der eben sich hebenden Morgensonne trat herein ein ehrwürdiger Greis in rauhen Eremitengewande. Spärliches Silberhaar bedeckte seinen glatten Scheitel; der Jahre Zahl und Schwere hatte seine Stirn gefurcht, und bis an den Gürtel hinab floß ein schneeweißer Bart.

„Gott grüß dich, mein Sohn!" redete er den verwunderten Jüngling an; „des Herrn Engel haben mich zu dir geführt, haben dich in erquicklichen Schlummer gewiegt. Steh jetzt auf, und geh mit mir in das stille Kirchlein, wo ich das Opfer des neuen Bundes dem Schöpfer darbringe, wo du ihm für deine Rettung danken kannst!"

Dort hatten sich die wenigen Bewohner dieser wilden Gegend schon zur heiligen Messe eingefunden.

Wir aber wollen dem Leser jetzt enthüllen, was mit Adelbert vorgegangen. Wie man sich noch erinnern wird, lag er sinnenverwirrt und gänzlich erschöpft im Dickicht des Waldes. Dort fand ihn der Einsiedler, der

in des Morgens Frühe ausging, Heilkräuter und eßbare Beeren im Waldgebirge zu suchen. Er lud ihn auf seine Schultern und trug ihn auf sein weiches Mooslager. Nach mehreren Versuchen der Wiederbelebung schlug endlich Adelbert die Augen auf; doch konnte es dem Greise nicht entgehen, daß er noch gänzlich bewußtlos und fieberkrank sei. Er gab ihm deshalb einen erquickenden Heiltrank, worauf der Jüngling in einen langen Schlummer fiel, der bis zum andern Morgen anhielt, und seine zerrütteten Lebensgeister wieder herstellte.

Nach der Messe führte der Einsiedler seinen Schutzbefohlenen zum Frühstück. Dies bestand aus Brod, Ziegenkäse und Milch, was der alte Mann so eben aus den Händen der Gebirgsbewohner, die über eine halbe Stunde entfernt wohnten, erhalten hatte; er selbst hingegen genoß nichts, als Milch und gedorrte Waldfrüchte und Wurzeln. Jetzt machte er Adelbert mit der Art und Weise bekannt, wie er ihn gerettet, und forderte ihn dann auf, seine Schicksale zu erzählen. Staunen ergriff ihn, als er von dem schändlichen Streiche Konrads hörte, doch traurig senkte er den Blick zur Erde, als Adelbert seine Verirrungen mit gebrochener Stimme erzählte. Er hielt ihm jedoch keinen herben Strafsermon, er erkannte des Jünglings zartes und edles Herz, und zeigte ihm dafür nur mit liebenden Worten die große Güte und Heiligkeit Gottes, die hohe Schönheit der Keuschheit, die Abscheulichkeit der Unkeuschheit, jenes Laster, das wie eine grause Riesenschlange mit gifterfülltem Zahne den ganzen Erdball umschlingt. Thränen der Reue flossen aus Adelberts Augen, und nachdem er Abends kraft der göttlichen Jurisdiktion jedes Priesters die Los-

sprechung aller seiner Sünden in dem Tribunale der Beichte erhalten hatte, empfing er am andern Morgen aus den Händen des ehrwürdigen Greises das Brod des ewigen Lebens.

An der Hand des Einsiedlers schritt er jetzt in die freie Natur hinaus, wo ihm Alles nun so mild anzulächeln schien. Alles umher verkündete ja seligen Frieden, und in seiner Brust war ja auch wieder heimgekehrt jener süße Gottesfriede, den die Welt nicht nehmen kann. Es gefiel ihm hier ungemein. Die friedliche Klause war in den Felsen hineingehauen, von oben mit uralten Moos bewachsen, am Eingange von immergrünen Epheu, dem Sinnbilde treuer Liebe niedlich umrankt. Neben an erhob sich das altergraue Kirchlein von mächtigen Eichen beschattet, die ihre majestätischen Kronen in den Wolken an des Himmels Dom zu netzen schienen. Unter denselben war eine Rasenbank angebracht, wo Vater Benedikt an schönen Abenden sich hinsetzte, und an die Stürme seines frühern Lebens zurückdachte. Hier saß er auch mehrmal mit Adelbert, wenn der Vollmond durch die hohen Wipfel der Eichen schauete, und sang mit heller Stimme zum Klange der Harfe:

Blühet lieblich auf, ihr zarten
  Früchte dieser Einsamkeit!
Schmücket meines Herzens Garten
  Mit dem Flor der Frömmigkeit!
Eure Düfte himmlisch süß,
Bilden ihn zum Paradies!

Holde Jesusblume glühe
  Drinnen als der schönste Stern!
Jede Himmelstugend blühe
  Dir dem König ihren Herrn!
Segne Herr den jungen Flor:
Kräftig blüht er dann empor!

Dann ergriff er eine solche Gelegenheit, und belehrte seinen Zögling über den Nutzen der Einsamkeit. Er selbst, sagte er, habe einst geglänzt in den jüngern Jahren, habe schon manchen Sieg erfechten helfen. Als er aber einst aus einem Feldzuge heimgekommen sei, habe er statt seine geliebte Braut in die Arme zu schließen, diese in des Todes Armen gefunden. Von der Nichtigkeit aller Erdengröße innig ergriffen habe er sein Schwert auf den Altar gelegt, sich dem Studium gewidmet, und darauf sei er, zum Priester geweiht, in diese Einsiedelei gezogen. Hier haben ihm die greisen Locken des Alters den einzig wahren Frieden gebracht, hier wolle er auch alle seine Tage, fern vom Gewühle der Welt, dem Herrn weihen. Die salbungsvollen Worte des ehrwürdigen Greises fielen als keimender Samen in das reine Gemüth des Jünglings, und schon jetzt reifte in ihm der Entschluß, einst auch seine Tage in einer solcher Einöde zu beschließen.

Hier mag es auch der rechte Ort sein, unsern jungen Lesern einige Weisungen zu geben über den Nutzen der Einsamkeit in moralischer und intellektueller Hinsicht. Wir meinen hier zuförderst jene Einsamkeit der freien Natur. Nichts vermag mehr das von Sorgen und Qualen gebeugte Gemüth aufzurichten und aufzuheitern, als ein Ausflug in die freie Natur. Hier findet das durch so vielfältige Verhältnisse zerstreute Herz sich selbst wieder; hier erschließt sich unserm Gemüthe eine Fülle reiner und edler Empfindungen, deren wir uns im Gewühle des Stadtlebens nie bewußt werden. Die Natur ist ein großes herrliches Buch; so steht ein schöner Psalm der Macht und Weisheit des Höchsten aufgeschrieben auf dem

bunt durchwirkten Teppich der Wiesen, in den gewaltigen Lettern ragender Sturzgebirge, auf den Kronen himmelanstrebender Waldbäume. Ein kindlich sanftes, aber doch hoch erhebendes Gebet liegt in der purpurnen Morgenröthe, in der verglimmenden Abendsonne. In süßen melodischen Tönen flüstert der linde Hauch des Zephyrs durch die grünen Haine, rieselt das Bächlein über silbernen Kies; die köstlichste Harmonie ertönt von den Meistersängern des Waldes. Und sollte die Predigt vergessen sein? Da ist eine zu lesen über die Vergänglichkeit des Irdischen; da eine andere über die Hoffnungen des Menschen, eingeschrieben an dem azurnen Dome einer hellen Sternnacht in silbernen Lettern.

Nur in einer solchen Zurückziehung in die freie Natur oder auf dem einsamen Kämmerlein kann der Mensch seine Freiheit des Herzens bewahren, seine Bestimmung erkennen und erzielen. Nur in der Enfernung vom Gewirre kommt der Mensch zu sich selbst, kann er frei sprechen zu sich selbst, zu seinem Schöpfer. Nur hier kann seine Seele ihre Ruhe finden, der sie eben so bedarf, wie der Körper. Hier kann die Seele kräftige Vorsätze fassen, hier kann sie Alles vorbereiten um handelnd ins Leben zu greifen. Komm also ermüdete, kranke Seele, ruhe aus in dieser Einsamkeit, sammle dich und erwäge hier die mächtigen Gründe, die dich antreiben, deinem Gott zu dienen. Hier kannst du die erschlafften Saiten des Gemüths wieder anziehen und stimmen, hier kannst du die gestörte Harmonie wieder herstellen, hier in melodischen Akkorden in stillem Gemüthe den großen Hymnus des Lobes Gottes singen, hier nur kannst du Ruhe nach des Tages Schwüle finden!

Dies sind die Blumen und Früchte die in einer solchen Einsamkeit aufblühen. Willst du also ihren süßen Duft einschlürfen, so halte dich manchmal fern vom Gewoge des gewöhnlichen Lebens. Und willst du anderseits Nahrung für den Verstand suchen, willst du wahre Weisheit und Wissenschaft kaufen, dann rufe ich dir abermals zu: Suche die Einsamkeit; ich rufe dir zu mit den Worten des ehrwürdigen Sambuga: „Die Wahrheit wohnt nicht auf offnem Markte, läßt sich bei unnützen Zeitvertreib nicht finden, stößt nicht bei der Zerstreuung der Menge auf; sie ist die Gesellschafterin der Einsamkeit, und wer diese liebt, findet jene!“ Mögest du auch wohl beherzigen die Lehre, welche der Philosoph Seneca einem jungen Manne gab: „Non invenio, cum quo te malem esse, quam tecum.“ *) Willst du also zuerst die wahre Wissenschaft des Lebens erlernen, und zugleich auch die Wissenschaft des Verstandes dir erwerben, o so suche oft die Einsamkeit, ziehe dich recht oft zurück in ihre schweigsamen Schatten. Gehe oft als fleißiger Beobachter in die hehren Tempelhallen der Natur, wo des Himmels Riesendom dir zulächelt, suche recht oft das einsame Studirstübchen, wo die Musen dir winken; nur so vermagst du empor zu klimmen auf die lieblichen Höhen der so nothwendigen moralischen Contemplation, auf die lohnende Höhe einer harmonischen Ausbildung der Seelenkräfte. — —

Nach einiger Zeit verließ Vater Benedikt für wenige Tage seine friedliche Klause, und es war jetzt Adelberts

*) d. h. Ich finde Keinen, in dessen Gesellschaft ich dich lieber wünschte, als in deiner eigenen.

Geschäft, des Morgens, Mittags und Abends das Gebetglöcklein zu ziehen. Vater Benedikt aber ging gen Gottesfriede, um zuerst den Abt von Adelberts Rettung in Kenntniß zu setzen. Zugleich trug er ihm Adelberts Wunsch vor, den ganzen Winter in der Einsiedelei bleiben zu dürfen. Der ehrwürdige Abt sank vor Freuden auf die Knie, als er die durch Gottes Fügung bewirkte Rettung seines Lieblings aus den Schlingen der Verführung hörte.

Zu Adelberts Wunsche wollte er erst seine Zustimmung nicht geben, weil er nach seiner Meinung den kalten Winter über so im Freien nicht zubringen könne. Als ihm aber der Vater Benedikt versprach, blos des Adelberts wegen zuweilen bei all zu grausiger Kälte ein Herdfeuer anzuschüren, auch zugleich ein neues dichtes Mönchsgewand für denselben mitnahm, ging der Abt auf seine Bitten ein; auch gab er dem Siedler einige Bücher für den Zögling mit. Adelberts Freude bei der Heimkunft des Vaters Benedikt kann man sich leicht denken.

In seiner Schule lernte er die einzig wahre Wissenschaft des Lebens; und hatte er früher ein edles, reines Herz, das für Alles Gute und Schöne entzückt war und noch nie den Kampf der Versuchung gekämpft hatte: so trat er jetzt geläutert aus dem Glutofen der Prüfung hervor, gestärkt und gekräftigt gegen künftige Stürme und Versuchungen.

So floß der Winter mit seinen Stürmen und Flocken unbemerkt vorüber. Der Lenz zog wieder in brautlichen Schmucke und gab des Waldes Dom den Laubschmuck, seine gefiederten Sänger wieder, die aus tausend Kehlen ihr Jubelconzert begangen. Vater Benedikt hatte

schon längst Ostern gefeiert, und dachte nach Pfingsten seinen Zögling zurück nach Gottesfriede zu bringen. An einem schönen Maitage ging er wieder mit diesem in den Wald hinaus, um Beeren und Heilkräuter zu sammeln. Da trabte plötzlich ein Ritter auf engen Felspfade daher, den sie bald an seinem Wappen als einen Zackenburger erkannten. Vater Benedikt fürchtete deshalb, er möchte Adelbert erkennen; was jedoch nicht der Fall war, da dieser in seiner Mönchskutte ganz unkenntlich war. Mit trotziger Miene fragte sie der Ritter barsch: „Ist Einer von euch der alte Einsiedler Benedikt?"

„Ich bin es," sprach mit sanfter Stimme Benedikt; „kann ich Euch in irgend Etwas einen Dienst verleihen?"

„Nun ja, unser gnädiger Herr Konrad ist krank, und wünscht schleunige Hülfe. Keiner konnte ihm helfen; da erinnerte ich mich Euer, und komme Euch zu holen."

„Bringt Herrn Konrad meinen Gruß, und meldet ihm, Morgen um Mittag werde der alte Einsiedler bei ihm sein, und ihm unter Gottes' Beistand helfen. Zur Stunde kanns nicht geschehen, daß ich mit Euch gehe, da ich erst zur Klause zurück muß. Nur noch eine Frage: Was hat Euer Herr mit des Grafen Heriberts Sohn Adelbert angefangen?" —

„Was geht Euch das an, schnippischer Mönch, ihr solltet Euch, däucht mir nur um Euer Brevier bekümmern. Uebrigens ist der Junge seiner Haft entsprungen, und wird wohl wieder in Gottesfriede sein. S' war auch ein dummer Streich vom Grafen; was hatte der arme Junge verbrochen, oder was konnte er nützen? Jetzt jedoch hat er einen andern Fang gethan, hat einen köstlichen

Schatz bekommen. Das wird dem Schwarzburger zuletzt wohl mürbe machen. Ha, ha, ha!"

Damit gab er seinem Pferde die Sporen, und dem Siedler noch einmal zurufend, sich nicht zu verspäten, sprengte er von dannen. Adelbert war ein Stein vom Herzen weggewälzt, als der Ritter sich entfernt hatte. Die letzten verblümten Worte des Ritters konnte er nicht deuten, doch sein wildes Lachen erregte Schaudern in seiner Seele. Vater Benedikt suchte ihn zu trösten. Auch er konnte die letzten Worte des Knappen nicht verstehen, deutete sie jedoch auf Heriberts Gefangenschaft. Sinnend schritt er neben Adelbert dahin; es war als berathe er mit sich etwas Gewichtiges. In seine Klause zurückgekehrt sagte er zu seinem Zöglinge: „Die Zeit ist jetzt da, daß ich dich entlassen muß. Ich bin deshalb gesonnen, dich morgen mit nach Zackenburg zu nehmen; von dort werde ich, oder, so Gott will und geben möge, ein Anderer, dich nach Gottesfriede zurückgeleiten."

„Das war auch gerade mein Wunsch," entgegnete Adelbert froh; „ich möchte gern wissen, was der böse Konrad denn wieder angefangen habe. Dann sollst du ihn an alle seine Schlechtigkeiten erinnern, damit er sich endlich bessere, nicht war?"

„Ich werde thun, was mein Beruf erfordert," erwiederte Benedikt. „Doch jetzt leg dich zur Ruhe, denn ehe die dritte Stunde voll ist, müssen wir uns aufmachen."

Zur besagten Stunde schritten Benedikt und Adelbert, beide Heilkräuter tragend, durch den Wald dahin. Doch wir müssen ihnen voreilen, um zu sehen, was sich in dieser Zeit auf Zackenburg zugetragen hat.

Zwölftes Kapitel.

Rettung.

Wir haben Heribert im Kerker auf Zackenburg verlassen. Wie schon gesagt erfreute er sich seit Kurzem einer besseren Pflege, durch die Gutmüthigkeit der Frau des Burgwarts. Der Frühling kam heran, und wenn er jetzt im Gärtchen der Frau Martha unbemerkt auf und ab spazierte und die lieblich duftenden Narzissen, und den bunten Crocus und die majestätische Kaiserkrone betrachtete, da schien ihm jede zu zurufen: „Vertraue auf Gott! deine Rettung ist nicht mehr ferne;“ Und wundersam bewegt, lächelte ihm die milde Frühlingssonne noch einmal so lieblich als sonst.

Die Krankheit des Burgwarts, von der wir oben berichtet, dauerte noch immer fort. Konrad vertraute deshalb einem seiner Diener, Georg, die Schlüssel der Burg und der Gefängnisse an.

Um diese Zeit kam der Schwarzburgische Müller und Köhler Werner, den wir im ersten Kapitel unserer Erzählung kennen gelernt haben, nach Zackenburg, um Kohlen für den gräflichen Bedarf zu liefern. Als er mit seinem Karren am Burgthore hielt, kam eben genannter Diener ihm zu öffnen. Werner erkannte ihn gleich als einen alten Jugendfreund, und sagte: „Ei, sieh da, Jörgen, lebst du auch noch? hätte dich längst bei der großen Armee geglaubt.“

„Mein Gott Werner! wo kommst du her? Wer hätte das geglaubt, daß wir uns nochmal treffen würden! Nun, wie gehts?“ So Gott will ganz gut. Hab' ein

treffliches Weib, und drei Kinder, hast sie dein Leben nicht besser und schöner gesehen. Ich komme, euch Kohlen zu bringen. Aber was fängst du an?"

„Weiß der Himmel! Gott Dank aber, daß ich dort oben weg bin, und aus der Nähe des rauhen Grafen erlöst bin. War früher sein Bedienter, und habe manchen Ruck von dem Grimmigen ertragen müssen. Hu! wie ging's da manchmal her! Doch jetzt vertrete ich des Burgwarts Stelle, der krank ist."

„Bist also auch wohl Gefangenwärter? kennst den Grafen Schwarzburg?" —

„Nun ja, was soll das? was hast du mit dem zu schaffen?"

„Ei doch, ich bin sein Unterthan, besitze die Mühle unten am Föhrenbach, bin dazu Köhler. Aber, nichts für ungut, es ist doch höchst unrecht von eurem Grafen, daß er den alten Heribert so in den Kerker geworfen hat?"

„Bst!" sprich leiser. „Ja, ich bin auch deiner Meinung, und hat mich der edle Ritter, der immer so freundlich spricht, stets recht gedauert. Aber was anfangen!"

„Was anfangen? Ich denke da wäre für dich noch Etwas zu verdienen!" Werner hatte durch einen glücklichen Gedanken an Jörgens Jugendfehler, gerade dessen schwache Seite getroffen.

„Wie meinst du das Werner?"

„Ei, du lässest den Grafen Heribert entwischen, und fliehst mit und bekommst eine tüchtige Belohnung."

„Um Gotteswillen leise! leise! Wenn es Einer hörte — und mit beiden Händen hielt er seinen Kopf fest —

schon wäre mein Kopf herunter. Doch bedenke Werner ich bin ein Christ, bin meinem Herrn Treue schuldig."

„Ja eben, du bist ein Christ, mußt Unglücklichen und noch dazu unschuldig Leidenden helfen."

Nach einem kurzen Zwiegespräch waren Georg's Zweifel und Bedenklichkeiten gehoben. Er nahm nun das Wort:

„Jetzt gleich unsern Plan auszuführen, dazu habe ich aber keine Lust; doch eben bin ich oben gewesen, und da hat mir der Graf gesagt, über zwei Tage würde er ausziehen, und wohl so geschwind nicht wiederkehren. So lange also laß uns warten! denn glaube mir es ist mir bange um meinen Kopf. Doch an die versprochene Belohnung wirst auch denken?"

„Versteht sich. Spiele aber, wenn ich nach einigen Tagen wiederkomme, nicht den Treulosen, das sag ich dir." Flugs lud er seine Kohlen ab, und kehrte in größter Hast mit seinem Karren um.

Auf Schwarzburg war die Lage der Dinge in etwas besser geworden. Der Wahnsinn Adelheidens hatte sich allmälig in stille Trauer aufgelöst. Die Zeit heilt jede Wunde; sie schien auch hier helfen zu wollen. Adelheid fing wieder an etwas mehr aufzuleben, sprach über häusliche Angelegenheiten, wenn auch nur wenig, ja sie kniete zum Gebete nieder; doch wurde unvorsichtiger Weise Heriberts Name genannt, da entstürzte ein Thränenstrom ihren Augen, und man konnte deutlich die peinliche Bewegung ihres Innern bemerken. Um die Hälfte des April saß nun Willerich auf dem Schloßbalkone, freute sich der wiederauflebenden Natur und sang zu den Tönen der Laute von den Freuden des Lenzes

da überraschte ihn Freund Kunibert durch seinen Besuch. Er setzte sich zu ihnen und begann nach einiger Zeit leise mit Willerich zu sprechen. Er eröffnete ihm, daß er jetzt von Gottesfriede käme, wo ihm der Abt gerathen habe, gleich mit einem Briefe von ihm nebst einem seines Vaters zur Kaiserin zu ziehen, und sie an ihr gegebenes Wort zu mahnen. Entzückt zog Willerich den Freund an sein Herz, und bat ihn, doch schleunigst sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Nachdem er nochmals Adelheiden herzlich begrüßt hatte, ritt Kunibert von dannen, und versprach baldigst an der Spitze eines stattlichen Heeres wieder zu erscheinen.

Lange sah ihm Willerich nach, flehete recht inbrünstig zum Himmel, und unterdrückte mit Mühe ein Thräne. Endlich war er im Gehölze verschwunden. Er griff wieder zur Laute, und in seelenvollem Gesange löste sich sein ganzes Herz auf. Da wird plötzlich das Burgthor geöffnet, und herein stürzt Müller Werner, athemlos, keuchend, in der Hand sein Halstuch schwingend. Als er die Herrschaften auf dem Balkone erblickte, wehete er heftiger und rief laut: „Freuet Euch gnädige Frau, gnädiger Junker, ich bringe fröhliche Nachricht. Rettung! Rettung!“

Adelheid sprang auf, wäre fast über die Brüstung gestürzt, und mit dem Rufe: „Rettung, o mein Heribert du gerettet?“ sank sie ohnmächtig zu Boden. Als Willerich noch beschäftigt war, seine Mutter ins Leben zurückzurufen, trat Werner ein, und erzählte was vorgefallen war. Adelheid erwachte aus ihrer Bewußtlosigkeit, und, den Müller erblickend, ergriff sie ihn bei der Hand und sprach mit schwacher Stimme: „Ist

es wahr, was du gesagt, oder habe ich geträumt?“ „Ja gnädige Frau es ist so, in vier Tagen seht ihr euren Gemahl wieder!“

Willerich bestand nun fest darauf, daß er mit einer ziemlich starken Mannschaft Werner begleiten wolle, um den Vater bei etwaiger Verfolgung zu schützen. Die Reisigen sollten in einer Entfernung von einer halben Stunde im Gehölze warten, er selbst wolle sich bis nahe ans Schloß wagen, und gleich den Vater empfangen.

Wie er wollte, so geschah es. Heribert wurde glücklich befreiet. Und wer vermag nun die Gefühle die in der Brust des Vaters und Sohnes wogten, die den Busen der sehnsüchtig harrenden Adelheide schwellten zu schildern? — Kein Sterblicher, und im Gefühle meiner Ohnmacht lege ich die Feder beiseite.

Dreizehntes Kapitel.

Bubenstück Rudolph's von Rheinfelden. Konrads Seitenstück.

Die Kaiserin Agnes hatte ihre Tochter Mathildis in die Obhut des Bischofs von Constanz, eines sehr würdigen Prälaten, gegeben. Mit ganzem Herzen hing dieser am Kaiserhause, und hatte dem verstorbenen Heinrich, so wie seiner Gemahlin, die schönsten Beweise ritterlicher Treue gegeben. Mit dem größten Eifer und mit weiser Umsicht widmete er sich jetzt der Bildung Mathildens. Diese blühete empor wie eine herrliche Rosenknospe, die desto reizender wird, jemehr sie sich entfaltet. Schon im zwölften Jahre mit aller Grazie

weiblicher Anmuth geschmückt, sah sie der junge schwäbische Graf Rudolph von Rheinfelden, derselbe, dessen Freundschaft sich Konrad erfreute. In leidenschaftlicher Liebe für diese in seinen Augen himmlische Schönheit entbrannt, nicht achtend der Stimme der Vernunft, die ihm die große Kluft zwischen ihm und der Kaisertochter vorstellte, sondern einzig seinen süßen Gefühlen sich hingebend, entführte er die junge Fürstin gewaltthätiger Weise aus den Händen des Bischofs. Wie wir sehen werden, hatte diese Liebesgeschichte, dieses schändliche Bubenstück einen großen Einfluß auf die Entwickelung unserer Erzählung, so wie unberechenbare Folgen für die ganze Regierung Heinrich IV.

Wie siegestrunken war Rudolph eben mit seinem Raube auf seinem Schloße angelangt, als Graf Konrad von Zackenburg sich bei ihm einstellte. Dieser verschlagene Kopf hatte richtig gemuthmaßt, daß man die Sache in Betreff des Schwarzburgers vor das Tribunal der Kaiserin bringen werde. Für diesen Fall wollte er sich der Hülfe Rudolphs, die dieser leichtsinnige junge Mann, wie wir wissen, ihm schon zugesagt hatte, in Anspruch nehmen. Doch jetzt kam er zur unrechten Zeit. Rudolph nämlich mußte gewärtigen, daß man ihm seinen Raub bald mit gewaffneter Hand zu entreißen suchen würde. Konrad mußte also unverrichteter Dinge wieder abziehen. Knirschend vor Wuth brütete er dumpf vor sich hin, bis er plötzlich ein fürchterliches Gelächter aufschlug, so daß seine Leute erzitterten.

„Das wird den alten Starrkopf bald mürbe machen; das ist ein vortrefflicher Einfall. Ich Dummkopf hätte ich doch eher darauf fallen sollen. Und das Täub-

chen, das sich fein wiederstreben wird, das werde ich bald kirre machen."

So sprach er wild lachend und befahl seinen Leuten den Weg nach dem Marienkloster einzuschlagen. Er wollte ein Seitenstück vollbringen zu seines Freundes Bubenstück. Erst 30 Jahre alt, hatte er schon eine Gemahlin durch seine Wildheit ins Grab gebracht, noch ehe die fliehende Zeit den Jahrestag der Heirath wieder gebracht hatte. Es hatte ihn deshalb schon längst nach einer andern Gattin verlangt.

Beim Kloster angelangt, ließ er sich als den Grafen von Waldstein, einen weit entfernt wohnenden Verwandten Heriberts, anmelden, und wünschte seine vorgebliche Nichte Agnes zu sprechen. Schüchtern kam die sittsame Jungfrau heran, und küßte ihren vermeintlichen Oheim die Stirn: „Ihr habt Euch sehr verändert, seit ich Euch das letzte Mal bei Eurer Heirath sah," sprach sie arglos; „ich hätte Euch bestimmt nicht wieder erkannt!"

Doch kaum hatte sie diese Worte unverstellter Freundlichkeit vorgebracht, so umfaßte sie der wilde Tiger, stopfte ihr ein Tuch in den Mund, damit sie nicht rufen konnte, und trug sie auf seinen Armen durch die noch offen stehende Klosterpforte in den nahen Wald hinein, wo seine Leute warteten. Nun gings in scharfen Ritt, Tag und Nacht durch nach Zackenburg. Das tobende Gewissen ließ ihn nimmer rasten, und kaum konnten ihm seine Leute folgen.

Auf seinem Schlosse angelangt brachte er die zitternde Agnes in ein prächtiges Zimmer, und wollte schon gleich seine Liebkosungen mit ihr beginnen. Doch in edlem Ernste, den der Adel der Jungfräulichkeit verleiht, wies

sie ihn von sich, und sagte, sie wolle lieber sterben als ihm zugehören. Nun hätte man die Wuth Konrads sehen sollen. Kein Berengar, keine blutdürstige Willa hat die edle Adelheid schrecklicher gemißhandelt, als dieser Wüthrich die zarte Agnes. Doch Gott strafte ihn sichtbar. Der Elende hatte sich nämlich durch die übermäßigen Strapazen ein heftiges Fieber zugezogen, das noch böser ward, als man ihm die Nachricht von der Flucht Heriberts und Georgs hinterbrachte. Er schäumte vor Raserei, bis er erschöpft auf das Lager zurückfiel.

Agnes Lage war jetzt in so fern gemildert, als sie seinen barbarischen Mißhandlungen entzogen war. Doch mußte sie stets vor dem Lager des Ritters sitzen, und seine Flüche und garstigen Reden anhören. Still weinend verlebte sie auf diese Weise manch traurigen Tag und zehrte täglich augenscheinlich ab.

Vierzehntes Kapitel.

Der Minnesänger.

Kunibert von Waldburg war um diese Zeit bereits auf seiner Rückreise begriffen. Die gütige Kaiserin hatte ihm alle seine Wünsche gewährt. Sie beschloß diesmal strenge gegen Konrad zu verfahren, ihn nach ihrer Meinung exemplarisch zu bestrafen. Die Exekution übertrug sie dem mächtigen Grafen von Waldstein, bot aber außerdem noch mehrere Grafen und Herren auf; daß Kuno von Waldburg und der Abt von Gottesfriede

thätigen Antheil an der Straf-Expedition nahmen, versteht sich von selbst. Graf Otto von Waldstein, Bruder Adelheidens, hatte den Auftrag, die Befreiung seines Schwagers zu bewirken, zuerst auf gütlichem Wege; sollte Konrad, Heribert jedoch nicht so freigeben wollen, so solle man ihn dazu zwingen. Seine Strafe war auf folgende Punkte festgesetzt, was sich nur durch die überaus große Milde der Fürstin erklären läßt. Einen kleinen Theil seines Gebietes sollte er sammt der darauf gelegenen Burg Frankenstein an Heribert abtreten; zudem sollte er den am Zuge theilnehmenden Herren die Kosten desselben in jährlichen Terminen ablegen. Eine Strafe viel zu mild für einen solchen Bösewicht.

Dieser Beschluß der Kaiserin war sofort an Graf Waldstein und alle betreffenden Herren abgeschickt! Kunibert eilte auf den Flügeln der Freude zurück nach Waldburg. Schon glänzte die Zinnen der väterlichen Burg ihm entgegen; da begegnete er einem Reiter, der mit verhängtem Zügel seines Weges daher sprengte.

„Führt mich dieser Weg nach Schwarzburg?" fragte er.

„Ja," erwiederte ahnungsvoll Kunibert; „doch was bringt Ihr für Nachrichten, so eilend?"

„Ach! edler Herr, eine traurige Mähre. Am vorgestrigen Nachmittage hat uns ein schändlicher Räuber die sittige Agnes, die liebenswürdige Tochter des Grafen von Schwarzburg entführt."

„Was sagt Ihr? Wer hat dies gewagt, wer war der Schändliche?"

„Graf Waldstein, nannte er sich?"

„Graf Waldstein?! Das ist unmöglich, das hat der Biedermann nicht gethan. O Agnes! Agnes! meine

unglückliche Braut! — Doch sagt mir, wie sah der Räuber aus? beschreibt ihn mir!"

„Ach Herr, ich habe ihn nicht gesehen; und die Pförtnerin ist viel zu tugendhaft, als daß sie einem Ritter ins Gesicht sähe."

In ein dumpfes Sinnen verloren taumelte Kunibert sein Roß langsam hin, Otto von Waldstein konnte der Räuber nicht gewesen sein; er konnte den weiten Weg von seiner Burg hieher so schnell nicht zurückgelegt haben. Zudem, aus welchem Zwecke sollte er so etwas begonnen haben? Gebar ihm ja seine Gemahlin jüngst erst einen blühenden Sohn. Wer sollte es aber gethan haben? Nur der Schändliche, der einen edlen unschuldigen Ritter im Kerker schmachten ließ, der einen schwachen Jüngling aus den friedsamen Klostermauern gerissen hatte, nur er konnte eine solche That vollführt haben. Doch, wie natürlich, ganz gewiß war Kunibert seiner Sache nicht. Er faßte deshalb kurz und gut einen Plan.

Den Reiter beredete er, nur wieder umzukehren, indem er selbst als künftiger Gemahl der Agnes, wie die Aebtissin wohl wisse, die Nachricht überbringen werde. Er selbst aber ging nach seiner väterlichen Burg, beschloß jedoch die traurige Botschaft nur seinen Eltern, nicht aber den Schwarzburgern mitzutheilen. Man kann sich das Staunen, den Unwillen des edlen Kuno leicht denken. Um so mehr aber freuete sich Kunibert über die ihm von seinen Eltern mitgetheilte Nachricht, der Befreiung Heriberts. Sein Entschluß aber stand fest und Kuno billigte ihn. Als Sänger verkleidet, wollte er nach Zackenburg gehen, um zu sehen,

ob seine Braut sich in den Händen Konrads befinde. In dem phantastischen Gewande eines Minnesängers, das Gesicht wunderlich schattirt, war er ganz unkenntlich.

Ritter Konrad wälzte sich unmuthvoll auf seinem Lager, still duldend saß Agnes vor ihm. Da führte man den Minnesänger herein. Agnes erkannte ihn gleich. Und noch prädulirte er in melancholischen Akkorden auf seiner Harfe, noch hatte er sein Lied nicht angefangen; da stürzten Agnes die hellen Thränen aus den Augen. Konrad bemerkte es.

„Unerträglicher Schurke!" rief er; „willst du mir das Herz meiner Geliebten rauben? Packe dich fort, sonst lass' ich dich an der höchsten Zinne der Burg aufknüpfen!"

Traurig zog sich Kunibert zurück; in der Thüre warf er noch einen sehnsuchtsvollen Blick nach Agnes. Sie hatte ihn verstanden, und fast ohnmächtig sank sie von ihrem Sitze. Man mußte sie ins Nebenzimmer auf ihr Lager bringen. Sie war sehr angegriffen, und es zuckte wie Fieberglut durch ihre Glieder. Sie hatte in wenigen Tagen Unendliches gelitten. Jammernd flehete sie zum Herrn der Reinheit, um Rettung aus den Klauen des Tigers, um Beschützung ihrer Unschuld. Und sollte Gott sie wohl unerhört lassen? —

Kunibert eilte nach Waldburg zurück. Hier hatten sich bereits alle Grafen und Herren mit ihren Kriegsvölkern gesammelt. Auf dem großen Burghofe stand Zelt an Zelt, und alles wimmelte von schon gepanzerten Reisigen. Mit sichtbarem Unmuthe hörten Einige die Nachricht von der bereits ins Werk gesetzten Befreiung Heriberts. Doch enthusiastischer Eifer entflammte

Alle wieder, als Kunibert zurück kam, und meldete, wo er seine Braut gefunden. Zur Stunde noch begehrten Alle gegen Zackenburg geführt zu werden, und schwuren, sich mit der von der Kaiserin bestimmten Strafe nicht zu begnügen.

Fünfzehntes Kapitel.

Christlicher Heldentod.

Wir haben unsere beiden Wanderer lange wandern lassen, und es ist Zeit, zu ihnen zurückzukehren.

Vater Benedikts Plan war, wenn Gott ihm seine Gnade verleihe und Konrad durch ihn heile, sich von dem Ritter als Belohnung auszubitten, den gefangenen Heribert besuchen zu dürfen. Dann wollte er — o welch heroischer Entschluß! — mit demselben die Kleider wechseln, so daß Heribert im Eremiten Gewande mit dem wartenden Adelbert entwischen könnte. Die Vorsehung hatte es nach ihren unerforschlichen Rathschlüssen anders beschlossen. Zwar war Heribert gerettet; doch sollte er als Werkzeug dienen, ein schwaches Geschöpf aus dem Schlunde dieses Lasterpfuhls zu erlösen.

Er ließ Adelbert in des Burgwarts Wohnung zurück. Der Burgwart war wieder genesen, und ließ dem jungen Einsiedler auftischen. Vater Benedikt begann sogleich seine Kur, gab dem Patienten einen stärkenden Heiltrank, und empfahl ihm die größte Ruhe. Konrad setzte gleich Vertrauen in die zuversichtliche Miene des Siedlers, und begehrte ihn doch ebenfalls seine kranke

Braut zu besuchen und an ihr seine Kunst zu probiren. Vater Benedikt war gleich bereit dazu. Beim Hinausgehen erkundigte er sich bei einem Diener nach dem Namen der Braut, und erfuhr von dem geschwätzigen Manne, daß es Agnes, Heriberts Tochter sei, die sein Herr jüngst von einem Zuge mitgebracht habe, daß ferner ihr Vater unlängst entschlüpft.

„Großer Gott!" sagte Benedikt bei sich, „so hast du schon vollbracht was ich auswirken wollte! Doch ein anderes Opfer hält der Wütherich noch gefesselt, eine zarte Taube; stärke mich, damit ich an ihr den beschlossenen Plan ausführe!"

Die Leidende war noch im Gebete begriffen. Vater Benedikt errieth sogleich was ihr fehle, daß sie nichts weniger als körperlich krank sei. Er befahl dem Diener stärkende Nahrung zu bringen, und hieß ihn dann, sich zu entfernen. Agnes blickte dem ehrwürdigen Greise mit der ganzen Offenheit einer kindlich reinen Seele ins Auge, gleich als ob sie ahne, daß er ihr ein rettender Engel sein werde. Wer sollte auch nicht zuversichtlich aufblicken zu einem ehrwürdigen Greise, von dessen würdevollem Antlitze die ganze Milde, die ganze Liebenswürdigkeit eines in Gottes Miene versenkten Herzens strahlte, dessen Kleidung und väterlicher Blick gleich den Diener Gottes beurkundeten? Das ist ja auch eben die herrliche Prärogative eines Priesters, eines katholischen Priesters, daß ihm das seiner Obhut anheim gestellte Schäflein die innersten Tiefen seines vom Sturme des Lebens bewegten Herzen erschließt, mit vollstem Zutrauen, mit kindlichster Offenheit erschließen kann; daß seine väterliche Fürsorge, sein durch göttliche Kraft ge-

leiteter Blick auch dahin dringt, wo der Arm des Gesetzes seine Macht verliert, daß er eindringt ins innerste Heiligthum des menschlichen Herzens, eindringt ins innerste Heiligthum christlicher Familien. Nur er kann da helfen, nur er ist Mittler zwischen Gott und dem Menschen, nur er vermag zu trösten, wenn des Lebensmeeres tobende Wogen das schwankende Schifflein zu verschlingen drohen, wenn des Unglücks schwarzer Rabenfittig den Menschen zu Boden schlagen, nur er kann den Schweiß von der heißen Stirn des bedrängten Erdenpilgers trocknen, nur er kann lindernden Balsam göttlichen Trostes in die klaffende Wunde des Unglücks gießen! — —

Agnes ergriff gleich die Hand des ehrwürdigen Siedlers. Sie vertrauete ihm zutrauungsvoll ihre Leiden an, und der Diener Gottes wußte so liebevolle Worte zu reden, so trostvoll sie aufzuheitern, daß ihre Krankheit völlig gewichen zu sein schien. Und als Vater Benedikt ihr die Hoffnung zu ihrer nahen Rettung mittheilte, da sank sie mit einem lauten Schrei der Freude auf ihre Knie, die Arme andächtig zum Himmel erhebend. Vater Benedikt jedoch erinnerte sie, sich durch die herbeigebrachte Speise zu stärken, und verließ sie dann mit dem Bedeuten, sich gänzlich ruhig zu verhalten.

Dann begab er sich zu Adelbert und spazierte mit ihm lange im Burghofe herum. Den Inhalt ihres Gespräches wird sich der Leser wohl denken können. Nach einiger Zeit aber ließ er sich vom Burgwart das Thor öffnen, und ging mit Adelbert hinaus, mit dem Bemerken, daß er bald zurückkehren werde. Zuvor jedoch

trug er demselben auf, sich ungesäumt zum Grafen zu verfügen, damit derselbe sich ruhig verhalte, und nicht wild aufspringend die ganze Kur zu Nichte mache. Jener ging; ebenso Benedikt mit seinem Zöglinge. Nach einer Entfernung von einer Viertelstunde in den Wald angelangt, hieß er ihn sich da zu verbergen, und bis zum Abende auf seine Rückkunft zu warten. Sein Obergewand nahm er jedoch mit.

Vater Benedikt ging nach dem Schlosse zurück. Des Burgwarts Frau öffnete ihm. Dies hatte er bewirken wollen, da diese nicht gesehen, daß er Adelbert hinausgebracht hatte. Jetzt ging er zu Konrad, der die Empfohlene kaum zu beobachten vermochte. Oft mußte ihn der Burgwart mit dem Diener festhalten, damit er nicht aufspränge. Als es nun Abend wurde begab sich Vater Benedikt zu Agnes, zog ihr Adelberts Oberkleid an und schloß sie darauf in ihrem Zimmer ab. Dann verabschiedete er sich bei Konrad.

So weit war Alles glücklich vollbracht. Doch jetzt kam das Schlimmste. Aber muthvoll machte sich Vater Benedikt ans Werk. Er führte Agnes, die in ihrem Eremitengewande für den jungen Begleiter des Einsiedlers angesehen wurde, aus dem Schlosse hinaus. Ohne den Betrug zu ahnen ließ ihn des Burgwarts Frau, begleitet von einem Knechte, durchs Thor. Stillschweigend eilten beide dem nahen Walde zu.

Und o! welch herrliche Scene, als sich Bruder und Schwester in den Armen lagen! Der helle Mond, der eben heraufzog, schien den guten Seelen zu zulächeln, und Vater Benedikt schob seine Kapuze zurück, und faltete die Hände zum Gebete. Bald knieten alle drei; aber

nach kurzem Gebete mahnte er zum Weitergehen, da er wohl vermuthete, sie würden bald verfolgt werden. So eilten sie nun dahin, Agnes in ihrer Mitte. Dieser schien der Muth übermenschliche Kräfte zu leihen; denn sie klagte nie über die zu große Eile, über die Schmerzen an ihren zarten Füßen, die von den rauhen Steinen arg verwundet wurden.

Was Vater Benedikt geahnet, geschah nur zu bald. Gegen Sonnenaufgang, hörte er Pferdestampfen. Eiligst befahl er den Geschwistern seitwärts in die Gebüsche sich zu wenden, während er den geraden Pfad verfolgte. Kaum hatten sich diese in das Dickicht hereingeschlagen, da erblickten die verfolgenden Reiter auch schon den Einsiedler, und weil sie das eigentliche Ziel in seiner Nähe glaubten, sprengten sie immer hinter ihm her, bis sie ihn erreichten.

„Halt! dummer Pfaffe, betrügerischer Mönch! Sollst deinen Lohn bald haben!“

So donnerten ihm die Unholde zu. Ruhig und ohne Gegenwehr bot er sich als Schlachtopfer ihren Händen dar. Doch mit würdevoller Stimme sprach er zu ihnen:

„Was ihr eigentlich suchet, das ist bereits durch Gottes Hülfe geborgen. Eure Klauen werden es nimmer erreichen. Ich habe nur meine Pflicht gethan. Bindet mich jetzt und führt mich zu euerm Gebieter; ich werde ihm den Zorn Gottes verkünden, werde ihm sagen, welcher großer Bösewicht er sei, wie das rächende Schwert der ewigen Gerechtigkeit bereits über ihn gezückt sei. Und auch euch, die ihr Antheil genommen habet, an seinen Lasterthaten, auch euch wird der Fluch Gottes treffen, auch ihr werdet — — —“

„Halt ein, verdammter Pfaffe!“ riefen rasend vor Wuth die Wütheriche, und zogen klirrend die Schwerter. Vater Benedikt bot seine Brust dar, und — o Graus! — bald waren ein Dutzend Spitzen in seiner Brust begraben. Blutend sank der Edle zu Boden; sanft lächelnd blickte er zum Himmel und betete: „Herr geh nicht mit ihnen ins Gericht! — Lenke sie auf den Pfad der Tugend! — Verzeihe ihnen! — Süßester Jesu — — —“

Es waren seine letzten Worte. Der Greis hatte seine große Seele ausgehaucht! Groß ist zwar jener, der mächtige Völker bezwang, der aus heißer Feldschlacht sieggekrönt hervorgeht, dessen Schläfe die hohe Herrscherhand mit dem Lorbeer des Siegers umwindet; groß ist der Kühne, der mit muthigem Herzen dem grimmen Ungeheuer der Wüste entgegen geht, der den blutdürstigen Tiger zu Boden streckt: doch ungleich größer ist der treue Diener des Allerhöchsten, der sich selbst, seine Sinnlichkeit bezwingend, seine Pflicht übt, der ohne Bedenken die reine Brust dem mörderischen Dolche entgegenstellt, den eine ruchlose Mörderhand auf ihn zuckt! Der Lorbeer des Ersteren entsproß einem rauchenden Aschenhaufen, der Ruhm des Anderen wird mit blutigem Schwerte gewonnen; die Immortellen ihres Namens entblühen einem blutgetränkten Boden, ihre Größe ist nicht frei von Selbstsucht. Doch jener Greis, er sieht seinen Ruhm nicht, er trägt ihn in eigener Brust, die Segel seines Herzens sind geschwellt von lauterer Gottesmiene, sein Name steht verzeichnet im Buche des Lebens!

Sechszehntes Kapitel.

Zwei Einsiedler.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, die uns die Psychologie lehrt, daß dem Menschen unter den Uebeln der Gegenwart das Gefühl des Guten derselben verschwindet, daß er gewöhnlich nur an die Vergangenheit, an die durchlebte Lebenszeit denkt, sich deren Vorzüge mit immer geschäftiger Phantasie im größten Liebreize zu schildern weiß. Er überläßt sich gern solchen Gedanken süßer Erinnerung; in seinem Geiste gewinnt alles Vergangene einen rosigen Schimmer, einen erquickenden Reiz. Ja, selbst die Leiden, die er überstanden, die Orte des Schreckens, die er durchwandert, erscheinen ihm aus der Ferne als liebe Genossen der Vergangenheit. Es gewährt ihm ein Gefühl eigener Freude, wenn er an alles erlittene Ungemach, an alles ihn drückende Elend im sichern Port der Ruhe wieder denkt. Bei dem Frommen, waltet aber neben diesem Gefühle stiller Freude, noch das des Dankes gegen den, der ihn mit Kraft ausgerüstet hat, Alles zu ertragen, zu überwinden.

Ein solches doppeltes Gefühl inniger Freude und warmen Dankes hatte sich auch unsere Familie Schwarzburg bemächtigt. Die milde Sonne des Maies, die die erstorbenen Kräfte der Natur zu neuem herrlichen Leben weckte, sie lockte auch jene edlen Seelen, Heribert, Adelheid und Willerich, aus den dumpfen Burgmauern, und wies ihnen ein schattiges Plätzchen unter

den Gesträuchen des Burghofes an. Dort saßen sie in traulichem Gespräche, und überdachten das Vergangene. Der Nachtigall seelenvoller Gesang, der Amsel helle Stimme vereinigten sich zu einem harmonischen Conzert. Es war ihnen so wohl, sich wieder beisammen zu sehen, sich glücklich zu wissen. Daß die zwei andern Kinder und Geschwister in wilder Einöde umherirrten, daran dachte Niemand. Der Nachtigall Jubelgesang schallte immer brünstiger, und lockte Willerich, auch seinerseits mit einzustimmen. Mit kunstgeübter Hand griff er in die Saiten und sang folgendes wahrhaft schöne Lied:

Dank't dem Herrn auch für die Leiden,
Dank't ihm für den herbsten Schmerz!
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unser Herz.

An des Sommers schwülem Hauche
Reift die gold'ne Traube nur;
Nur am rauhen Dornenstrauche
Wächst die schöne Blum' der Flur!

Nur in finstern Nächten strahlet
Herrlich schön der Sterne Pracht;
Und der Regenbogen malet
Sich nur in der Wolkennacht!

O, so nehmet denn die Leiden
Dankbar auch aus Gottes Hand!
Sie sind Boten naher Freuden,
Sind des Glückes Unterpfand.

Alles mag sich umgestalten,
Fest und heiter sei der Muth!
Eines lieben Vaters Walten,
Wendet, endet Alles gut!

So sang er mit seiner schönen Stimme. Thränen der Rührung traten in Aller Augen. Da schlug Heribert vor, nach Liebeinsam zu wandern, um da das volle Herz vor dem Herrn auszuschütten, um da ihren vollen Dank himmelan steigen zu lassen. Das war auch der Wunsch Adelheidens und Willerichs, und Arm in Arm wandelten die drei schönen Seelen hin.

Noch nie war ihnen der Weg so schön, das Waldkapellchen so reizend gewesen, wie jetzt, da sie nach langen Leiden sich wieder glücklich fühlten, und zudem die Natur ihren größten Reiz, ihren herrlichsten Schmuck, entfaltete. Mit aller Inbrunst, deren nur eine gläubige Seele fähig ist, beteten sie still, während des Waldes Sänger aus tausend Kehlen das Lob des Allerhöchsten anstimmten. Ihr Gebet war ein doppeltes; einmal wendete es sich auf die Vergangenheit, und war so ein Dankgebet, dann ging es auf die Zukunft und war ein Bittgebet. Der Bitten hatten Alle sehr viele. Hat ja jeder Gläubige seinem Gott so vieles so manches zu sagen; das alltägliche Leben bietet reichlichen Stoff dar. Besonders betete Heribert für des Reiches Wohlfahrt, für die Umänderung Konrads, für das Wohl der Seinigen. Adelheid aber flehete, der Himmel möge ihr doch mehr Stärke verleihen, damit sie im Unglücke nicht wieder so schwach wäre, wie diesmal. Lange betete sie so, die Augen bald sittig zum Jesukindlein und seiner heiligen Mutter erhebend, bald sie demüthig niederschlagend.

Als nun alle aufstanden und sich zum Gehen wandten, da lagen hinter ihnen zwei Einsiedler, das Haupt zu Boden gesenkt. „Seid gewiß zwei Pilger,“ sagte

Heribert, die zum fernen Ziele ihrer Andacht wallend, Obdach suchen. Seid willkommen, fromme Pilger, geht mit zu meinem Schlosse, dort werdet ihr alles Nöthige zur Herzensstärkung finden. Auch werdet ihr dort neue Schuhe erhalten, da die eurigen ganz zerrissen sind. Doch woher kommt ihr?"

„Wir kommen von Zackenburg," erwiederte eine liebliche Jünglingsstimme.

„Von Zackenburg? Was macht denn Graf Konrad?"

„Er ist krank und schlecht gelaunt."

Heribert fragte nicht weiter; die Stimme schien ihm bekannt. Er schien in Gedanken den zu suchen, dem sie zugehöre. Ein gleiches Gefühl war auch in Adelheid und Willerich geweckt. Da ergriff Heribert die Hand dessen, der auf seine Fragen geantwortet und sagte: „Ist mir doch, als sei mir eure Stimme bekannt; wer seid ihr denn?"

Und mit dem Rufe: „Vater, Mutter, Bruder," erhoben die Beiden ihr Haupt und eilten den Eltern, dem Bruder in die Arme. O schöne Scene des Wiedersehens, doch unerklärbar für die Eltern! Heribert führte also die Kinder nach den ersten Zärtlichkeitsbezeugungen hinaus auf eine Rasenbank, und forderte sie auf, zu erzählen, woher, und warum in solcher Tracht, sie kämen. Da erzählte denn nun Adelbert seine und der Schwester Schicksale, wie sie beide ihre Rettung Vater Benedikt verdankten; daß dieser bei ihrer Verfolgung sie seitwärts abgeschickt und alle Gefahr auf sich gewendet hätte, daß sie darauf einige Tage umhergeirrt seien und nur von Waldkräutern gelebt hätten.

„Nach langem Umherirren," nahm Adelbert das Wort „kamen wir unverhofft an Vater Benedikts Klause an, und fanden — o Schauder ergreift meine Seele — und fanden des ehrwürdigen Greises blutigen Leib, durchbohrt von mehreren Dolchen, und vor ihm einen alten Krieger knieend beten. Dieser erzählte uns, daß unsere Verfolger, wozu auch er gehört habe, ihn erstochen hätten; ihn habe aber gleich Reue ergriffen, er habe sich von ihnen geschlichen, und den Leichnam hieher getragen. Wir wagten es nicht, für seine Seele zu beten, fleheten vielmehr, er möge am Throne des Ewigen für uns beten. Mit Hilfe des alten Mannes begruben wir ihn auf dem kleinen Gottesacker, den er hinter seiner Kapelle für seine Waldbewohner angelegt hatte. Dort ruht er in des Kirchhofs stiller Umfriedung! Ein einfaches Kreuz haben wir auf sein Grab gepflanzt, und des Himmels Vögel kamen herbeigeflogen, und schienen zu trauern um ihren alten Gesellschafter, der sie solange gefüttert! Und als nun seine geistlichen Kinder kamen, seine Schäflein, die er so liebevoll gepflegt; als sie sahen, was vorgegangen und sich nun weinend um den theuern Vater zu Boden warfen; da stürzte auch ich zu Boden, und meine Thränen netzten sein Grab! — — —"

Hier mußte er aufhören seine Stimme stockte ihm. Nach einigen Sekunden stiller Trauer erzählte er weiter, daß sie jener alte Krieger nach Schwarzburg begleitet habe, und da von ihnen geschieden sei, um in stillen Klostermauern seine Sünden zu beweinen. Wie sie aber auf Schwarzburg gehört hätten, daß die Familie sich zu Liebeinsam befände, seien sie hieher ge-

gangen, um so die Geliebten zu überraschen und zugleich das ihnen immer so theure Plätzchen wieder zu sehen.

Tief ergriffen von Gottes wunderbaren Fügungen schloß Heribert die geliebten Kinder nochmals in die Arme, und führte dann Alle wieder in die Kapelle zum Dankgebete. Darauf kehrten Alle wundersam im Herzen bewegt nach Schwarzburg zurück. Hier war Alles gleich froh, besonders aber der greise Willigis. In Bezug auf Adelbert und Agnes wurden gleich Boten nach beiden Klöstern gesandt, um ihre glückliche Rettung zu vermelden. Zudem wurde beschlossen, daß Agnes jetzt für immer hier bleiben solle, da man sie ohnehin nach einigen Monaten aus dem Kloster zu-zurückgeholt haben würde.

Siebenzehntes Kapitel.

Konrads gnädige Strafe.

Das Executionsheer, das unter Waldsteins Anführung gegen Konrad ausgezogen war, belief sich ungefähr auf 800 Ritter. Sie mochten noch einige Stunden bis Zackenburg haben, da begegneten ihnen Krieger mit zackenburgischen Wappen. Es waren eben jene, die Adelbert und Agnes nachsetzten. An Fliehen war nicht zu denken; sie ergaben sich also und wurden vor Waldstein geführt. Von diesem aufs Korn genommen, bekannten sie Alles, was auf Zackenburg vorgefallen. Das war für viele Ritter ein Donnerschlag; denn manche hatten auf Beute gehofft. Doch drangen sie in ihren

Führer, sie gleich gegen des Schändlichen Burg zu führen, und ihm nach solchen Freventhaten die wohlverdiente Strafe zu geben.

Aber im Heere selbst fand sich der Verräther. Es war nämlich Graf Berthold von Hohenburg, ein alter Freund Konrads, von der Kaiserin mit zu diesem Zuge aufgeboten worden. Er wiedersprach demnach der Meinung jener; es sei zuerst unritterlich, gegen einen kranken Ritter zu Felde zu ziehen; dann sei es ja auch der Kaiserin ausdrücklicher Wille, gnädig mit Konrad zu verfahren. Auf die Erinnerung, daß die Kaiserin von dem neuen Verbrechen Konrads in Bezug auf Agnes nichts wisse, sagte der Heuchler, er sei Christ, und ein solcher müsse nur schonend mit einem Verblendeten verfahren. Konrad werde sich ja jetzt sicher umändern, dafür bürge er. Er schlage deshalb vor, daß man ihn zu Conrad sende, ihm die ganze Sachlage vorzuhalten, und ihm der Kaiserin Willen zu verkünden. Zudem wolle er zu seinem Herzen reden, und ihm seine Vergehen vorhalten.

Obschon Alle viel dagegen einzuwenden hatten, so fürchtete man doch den Zorn der Kaiserin, und beschloß dem Vorschlage Bertholds zu folgen. Er wurde also mit Kuno von Waldburg nach Zackenburg geschickt.

Konrad lag erschöpft auf seinem Lager. Als ihm der Hohenburger Alles auseinandersetzte, fühlte er wohl, daß er sich dem Drange der Umstände nicht entgegenstemmen könne. Er spielte also wieder den Heuchler. Der Kaiserin Wille sei ihm theuer, er wolle Alles thun, was sie beschlossen habe. Zudem habe ihn Gott auf's Krankenlager geworfen zur Strafe seiner Vergehungen;

er bäte All, die er beleidigt, um Verzeihung. Berthold lachte in sich; er hoffte großen Gewinn, eine ansehnliche Belohnung für sich. Auch Kuno glaubte dem Heuchler; er konnte sich nicht denken, daß ein Mensch beim Namen Gottes seinen guten Willen betheure und es dennoch nicht so meine. Großmüthig reichte er ihm seine ritterliche Rechte, und sprach ihn von den Entschädigungskosten für sich frei. Den dritten Theil jedoch, wie die Kaiserin bestimmt hatte, nahm er für die andern Herren mit. Konrad gab ihn noch beim Scheiden einen Gruß an Heribert. Er werde selbst, sobald er genesen sei, nach Schwarzburg kommen und ihm die Schlüssel der bestimmten Burg übergeben.

Gänzlich befriedigt kehrten Beide zu den andern Rittern zurück. Als diese nun hörten, wie auch Kuno ganz von Konrads Besserung überzeugt sei, da waren sie — wenigstens die Bessern — hoch erfreut, gegen ihn nicht härter verfahren zu sein.

Sie zogen jetzt nach Schwarzburg, wo sie von Heribert aufs Beste bewirthet wurden. Hier sah auch Kunibert seine Braut wieder; er warb jetzt förmlich um ihre Hand, die ihm die Eltern gerne zusagten. Es ward jetzt gleich bei fröhlichem Gelage der Tag ihrer Hochzeit bestimmt. — —

Sämmtliche Ritter wurden von Heribert reichlich beschenkt und zogen fröhlich von dannen. Nach einigen Wochen kam auch Konrad nach Schwarzburg, und bat gar demüthig um Verzeihung. Die Schlüssel bewußter Burg nahm Heribert nicht an; er wollte sich nicht auf Kosten des Feindes bereichern. Er hoffte vielmehr durch diese Großmuth das Herz Konrads noch mehr zu rüh-

ren. So schien es auch; Konrad that so fromm, er betete mit ihnen so andächtig in der Schloßkapelle, und kam so oft zum Besuche, daß Aller Argwohn schwand, daß sogar Willigis sich von seiner Besserung überzeugt glaubte. Aber Alles war nur Heuchelei; Konrad sann nur auf neue Pläne.

Die Leidenschaft ist unerbittlich, unersättlich. Sie fordert stets neue Opfer. Sie setzt alle Fibern des Herzens in Bewegung, sie bietet alle Kräfte, alle Fähigkeiten des Menschen auf, um nur zur Befriedigung ihrer Wünsche, zur Erreichung ihres Zieles zu gelangen, was aber, wie schon früher gesagt, gar nicht möglich ist. Da Stillstand im Leben nicht möglich, somuß ein Mensch, der einmal des Lasters Bahn betreten, auf dieser unaufhaltsam vorwärts eilen.

Konrads Leidenschaft für Agnes war nicht erloschen. Er warb also um sie; sie war aber schon versagt. Das vermehrte nur noch seinen Ingrimm, seinen Haß.

Achtzehntes Kapitel.

Zwischenbegebenheiten.

Fünf Jahre waren seit den zuletzt erzählten Begebenheiten verflossen. Es waren fünf Jahre von Wichtigkeit gewesen, die das im Keime gebaren, was nachher Deutschland so namenloses Unglück brachte. Ehe wir deshalb in unserer Erzählung fortfahren, ist es nöthig, uns mit den Begebenheiten dieser Jahre bekannt zu machen.

Das ganze Streben der Kaiser Konrad **II.** und Hein-

rich III. war dahin gerichtet, die Königswürde erblich an ihr Haus zu bringen, oder doch sich als Kaisern eine überwiegende Macht zu verschaffen, um mit Nachdruck und Ernst gegen die übermüthigen Großen verfahren zu können. Das Mittel zu diesem Zwecke war Conzentrirung der Herzogthümer in der königlichen Familie. Die Kaiserin Agnes, ein schwaches Weib, schien diesen großen Gedanken nicht fassen zu können. So vergab sie zuerst das Herzogthum Schwaben an jenen Rudolph von Rheinfelden, den Räuber ihrer Tochter. Ueber jenen Akt jugendlicher Leidenschaft war zwar Agnes zuerst im höchsten Grade aufgebracht; doch bei ihrer ungewöhnlichen Milde verzieh sie bald dem jungen Grafen, ja gab ihm sogar die Hand ihrer schönen Tochter, (d. h. sie verlobte ihm dieselbe blos, und übergab sie bis zum gehörigen Alter dem Bischofe von Constanz wieder), und noch dazu das Herzogthum Schwaben. So hoffte sie an Rudolph eine sichere Stütze für ihren jungen Sohn gewonnen zu haben. Die Geschichte jedoch zeigt uns, wie sehr sie sich getäuscht habe. Daß diese Sache großes Aufsehen machen und die geheimen Feinde der Kaiserin nur vermehren mußte, ist ganz natürlich. Conrad jedoch war dies willkommen. Er hatte in dem neuen Herzoge einen kräftigen Beschützer.

Zudem vergab die Kaiserin das Herzogthum Kärnthen an Berthold von Zähringen, und bald darauf Baiern an Otto von Nordheim; beide nachher die schändlichsten Verräther ihres Sohnes. So hatte sie also jetzt Alles vergeben, und war so ziemlich von Macht entblößt.

Mit Eifer lag sie der Erziehung ihres Sohnes ob; aber der Knabe wurde durch die allzu milde Mutter sehr verzärtelt. Als treue Mutter jedoch pflanzte sie in das kindliche Gemüth die ersten Keime christlicher Gesinnung; uud wäre der junge Prinz der mütterlichen Pflege verblieben, er wäre nie zu einem solchen Grade sittlicher Verdorbenheit gekommen, wie ihn uns die Geschichte nachher zeigt. Doch Fürsten, aufgeblasen von Ehrgeiz, und im höchsten Grade Schändliche zu nennen, raubten ihr den theuern Sohn.

Die geheimen Feinde der Kaiserin hatten sich nämlich immer vermehrt. Ihrer Herrschsucht war der treue Rathgeber Agnes, der Bischof Heinrich von Augsburg, längst ein Dorn im Auge. Beiden die Regierung aus den Händen zu winden scheuten sie kein Mittel. Zuerst verbreiteten sie schändliche, böswillige Lügengerüchte in Bezug auf die Kaiserin und den Bischof; und als dies an der deutschen Biederkeit scheiterte, vollführten sie jenen scandalösen Act. An der Spitze des Complottes stand der Erzbischof Hanno von Cöln mit dem neuen Herzoge von Otto von Bayern. Als Agnes mit ihrem Sohne nach Nymwegen reisete, um dort das Osterfest des Jahres 1062 zu feiern, erhielt sie von Hanno eine Einladung auf der im Rhein gelegenen Insel des heiligen Swibertus (genannt Caesaris verda, Kaiserswerth) einige Stunden zu ruhen und ein kleines Mal einzunehmen. Die arglose Kaiserin willigte ein. Hanno kam auf einem äußerst prachtvollen Schiffe. Die glänzenden Gold- und Silberplatten, womit dasselbe bedeckt war; die farbigen, weit wehenden Flaggen und Wimpel mußte natürlich die Aufmerksamkeit des zwölf-

jährigen Knaben auf sich ziehen. Hanno bewegte ihn, einzusteigen; doch kaum war der unschuldige Kleine an Bord, da schlugen die Ruderer, und pfeilschnell flog das Schiff dahin. Aengstlich und nichts Gutes ahnend sprang der Knabe in die grünlichen Fluthen, woraus ihn Markgraf Eckbert mit eigener Lebensgefahr rettete und auf das Schiff zurückbrachte. Hanno eilte mit ihm nach Cöln, und ließ es an Schmeicheleien jeder Art nicht fehlen.

Das war eine bis dahin unerhörte Frevelthat, eine That, die jene Fürsten ewig brandmarken wird; eine That, welche die größten, schrecklichsten Folgen hatte. Dieser Königsraub war das Signal zur Aufhebung aller gesetzlichen Ordnung. Statt einer gerechten und geregelten Verwaltung, die Hanno gleich nach der Gräuelthat versprach, ward von jetzt an ein gleichsam auf Grundsätze reduzirtes und auf die selbstsüchtigsten Berechnungen beruhendes Raubsystem in allen Theilen der Verwaltung mit der schamlosesten Consequenz befolgt. Der Schändliche an Gewissenslosigkeit und Frechheit Alles überbietende Königsraub war nun für alle größere und kleinere Vasallen gleichsam ein Aufruf, daß alle gesetzliche Ordnung, Recht und Gerechtigkeit aufgehört, und Jeder für die Zukunft seiner Willkür und Frechheit keine andere Grenzen zu setzen hätte, als blos jene, die seine eigene größere oder mindere Macht ihm vorschreibe, und so ward nun bald Deutschland wieder von einem Ende zum andern ein schauerlicher Tummelplatz zahlloser Fehden, Frevel- und Gewaltthaten jeder Art.

Und als nun nach einiger Zeit der eitle Erzbischof Adelbert von Bremen Antheil an der Regierung bekam,

da schienen zwei Bischöfe darum zu streiten, den kleinen Heinrich möglichst schlecht zu erziehen. Dieser Adelbert bekam bald darauf, bei Gelegenheit einer Reise Hannos nach Rom, allein das Staatsruder in Händen, und was nun der finstere und strenge Cölner noch Gutes an dem Knaben gelassen hatte, die wenigen guten Eigenschaften, die er zu einer zarten Blüthe gedeihen ließ, dies Alles zerstörte der gewissenlos nachsichtige Adelbert durch seine grundsatzlose Erziehung. Wäre Heinrich in der Gewalt des Erstern verblieben, er würde wahrscheinlich noch ein leidlich guter Regent geworden sein; dieser Letztere aber, den Herr von Kerz einen eitlen Gecken nennt, machte den Knaben zu einem schlechten, grenzenlos unglücklichen Herrscher.

Das war die Lage des Reiches um das Jahr 1063. Unsere Familie von Schwarzburg hatte diese fünf Jahre ruhig und im besten Einverständnisse mit Konrad verlebt. Agnes war die Gemahlin Kuniberts und bereits Mutter eines blühenden Knaben geworden. Vor einiger Zeit hatte man ein großes Fest gefeiert, von dem man noch jetzt täglich sprach. Es hatte nämlich für Adelbert und Franz jene glückselige Stunde geschlagen, wo sie zum ersten Male das Opfer des neuen Bundes darbrachten. Ueberschwengliche Wonne hatte das Herz der jungen Priester erfüllt, nichts glich ihrer Seligkeit. Es war das letzte Mal, daß der greise Willigis im Kreise der ihm so theuren Familie weilen sollte; seine Gebeine deckte jetzt die schaurige Gruft. Manche Thräne mag um ihn geflossen sein; Sein Andenken wird, wie die Schrift sagt, im Segen bleiben!

Es stellte sich jetzt das Bedürfniß eines neuen Haus-

kaplans. Der Abt, an den man sich wandte, schlug den jungen Pater Bruno, wie Franz jetzt genannt ward, vor; und dieser trat auch schon bald seine Stelle an. In Adelberts Brust, oder wie er jetzt hieß, Pater Benedikt, war ein anderer Entschluß gereift. Nach einigen Jahren klösterlicher Uebung wollte er die Klause Vater Benedikts beziehen, und seine Tage in stiller Einsamkeit Gott weihen. Der Abt billigte dies, und die Eltern gaben nach einigem Einreden ebenfalls ihre Zustimmung. — —

Konrad war einer jener Ruhestörer, denen die jetzige Lage Deutschlands sehr willkommen war. Er konnte ja jetzt ungehindert seine Racheluft befriedigen. Nur wartete er eine günstige Gelegenheit hiezu ab. Diese sollte sich bald finden.

Die Heirath Willerichs war bisher immer verschoben worden, wegen Kränklichkeit Kunigundens. In diesem Sommer nun sollte die Vermählung statt finden. Viele Herren von allen Seiten waren eingeladen, und die Schwarzburger machten sich bereit, um mit der Morgenröthe des folgenden Tages nach Rabenburg zu ziehen. Adelheid war noch am späten Abende mit ihrer Dienerin Gertrud nach Liebeinsam gewandelt, um des Himmels Segen auf die bald zu schließende Verbindung herab zu flehen. Sie mochte lange gebetet haben, als Gertrud sie zum Heimgange mahnte.

„Wie die Sonne diesen Abend," sagte das Mädchen, „so ganz ungewöhnlich purpurn untergeht. Die sinkenden Strahlen zitterten so blutroth durch die Scheiben, schienen das herrschaftliche Wappen in der Kapelle

ganz roth zu färben.“ „Mir ist bange —“ „Nun, um was bangt dich denn?“ fragte Adelheid.

„Ach, gnädige Frau, das bedeutet Blut; laßt es Euch gesagt sein. Und das herrschaftliche Wappen, so blutroth — mir schaudert!“

„Närrisches Mädchen, wie du doch immer so abergläubisch bist.“

Mehr sagte sie nicht. Die Wahrsagungen hatten gerade eine eben vernarbte Wunde ihres Herzens wieder aufgerissen. Schweigend und in Gedanken vertieft pflückte sie einige Blumen am Wege ab. Es dunkelte schon als die beiden Frauen im Schloßhofe angelangt waren. Da flogen ein Paar Käuzchen an die Burgzinnen hinauf, und ließen ihren unangenehmen Schrei hören.

„Ha! wie die Eule so unheimlich, unglückbedeutend schrillert!“ sagte Gertrud. „Und nun noch gar die Blumen! wie Ihr sie doch wieder zusammengelesen habt! Der Hahnenkamm bedeutet Zwietracht und Trennung, und das Löwenmaul — —“

„Schweig,“ fiel die Gräfin ein, „geh' lieber auf deine Kammer und bete, und spreche nicht wieder albernes Zeug.“

Das Mädchen schwieg. Doch bange Ahnungen stiegen in Adelheidens Brust empor. Schon schlummerten Alle in süßer Ruhe, da kniete sie noch und betete unter glühenden Thränen zum Lenker der menschlichen Schicksale, und flehete besonders um Stärke in etwa bevorstehenden Leiden.

Kaum war am andern Morgen die Sonne hinter den Bergen herauf gestiegen, da gings in glänzendem

Zuge nach Rabenburg. Hier war ein buntes Leben; schon waren alle Grafen und Herren mit ihren Reisigen angekommen, und fast der ganze Burghof war mit grauen Zelten bedeckt.

Der Morgen des Hochzeittages war in aller Pracht angebrochen. Die Natur in bräutlichem Schimmer, schien dem Brautpaare, das so eben den priesterlichen Segen erhalten hatte, Glück zu zulächeln. Des Mittags begann das große Hochzeitsgelage. In langen, unabsehbaren Reihen saßen die Gäste an der alten reichverzierten Tafel, an der einen Seite die Herren, an der andern die Damen. Wie nach der nordischen Edda in Odins Walhalla das nimmer versiegende Trinkhorn rastlos um die Tafel der Helden kreiset, so flogen auch hier die Becher von Mund zu Mund und lösten Manchem die Zunge. Die mittelalterlichen Ritter liebten den Wein gar sehr, und wenn wir die alten, großen Römer aus jener Zeit betrachten, so können wir uns ein Bild von ihrer großen Trunklust machen. Es war ihnen dieses auch nicht sehr zu verargen. Von Jugend auf an Wind und Wetter gewohnt, fern von aller Verzärtelung und Verhätschelung unserer Zeit, konnten diese kräftigen Naturen, unter deren schweren Rüstungen wir zu Boden sinken, des edlen Getränkes ungleich mehr genießen, als wir. Zudem waren ihnen alle raffinirte Genüsse und Getränke unsers Zeitalters, als Kaffé, Thee rc. rc., gänzlich unbekannt; Wein war das einzige Getränke, dessen sich die alten Ritter erfreuten.

Unten im Burghofe gings noch ungleich lustiger her. Hier saßen unter freiem Himmel die Dienerschaften und Kriegsleute der verschiedenen Herren, und es

drängten sich noch immer mehr fremde Gesichter, zwar uneingeladen, doch Allen willkommene, herein. Jetzt, stand man auf, und rückte die Tische zurück. Da gab es buntes Gewirre, jetzt erst entwickelte sich das wilde Getriebe der lustigen Kumpane. Alles schrie, Alles lachte. Possenreißer und Pantomimen gaben ihre abenteuerlichen Künste zum Besten; Witzbolde und Spaßmacher suchten Alle zu übertönen. Die Lust war aufs Höchste gesteigert. Da begann die Musik. Fidel und Pfeifen schrillten in grellen Tönen, Harfen erklangen, lauter Jubelruf schallte dazwischen empor; Alles wogte und wirbelte rastlos durcheinander, bis der späte Abend zum Gebete rief und so der Lust ein Ende machte.

Die Gäste auf der Burg hatten mit dem größten Vergnügen diesem Schauspiele zugesehen. Besonders schien es Konrad sehr zu ergötzen. Noch drei ganzer Tage dauerte das Fest fort.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Jagd.

Die Tage der Feier waren vorüber. Alle Gäste, außer einigen Wenigen, hatten Rabenburg bereits verlassen. Kuno von Waldburg war mit seiner Gemahlin mit einem benachbarten Freunde gezogen. Kunibert aber hatte den Auftrag, die Schwarzburger zurück zu begleiten, und dann zur väterlichen Burg heimzuziehen.

Konrad von Zackenburg lud Heribert, sowie den Berthold von Hohenburg freundschaftlich ein, mit ihm

an einer Jagd Theil zu nehmen, auf einem seiner Schlösser zu übernachten und dann den Heimweg anzutreten. Herzlich gern stimmten diese ein, und es wurde nun beschlossen, daß am künftigen Morgen in der Frühe Willerich und Kunibert mit ihren Frauen und mit Adelheide zurückziehen sollten, ein Jeder zu seiner Burg.

Gleich war man zur Jagd fertig. Das freudige Geklaff der Meute, das Stampfen und Wiehern der versammelten Rosse, der rauschende Zusammenklang der frohen Jagdhörner, war den Ohren unserer Jäger eine liebliche Musik. Fröhlich trabten sie von dannen. Unter ihren mörderischen Waffen fiel manches edle Wild, so daß die Knechte alle schwer beladen waren. Gegen Abend kam man auf das Zackenburgische Gebiet, und bald darauf in eines der Schlösser Konrads. — Dieser bewirthete seine beiden Gäste köstlich. „Mir däucht," sagte Heribert, dem der Wein die Zunge gelöst, „wir haben noch nie solche schöne Tage zusammen verlebt, Konrad! Was hatten wir denn Beide davon, als wir uns früher auf den Pelz ritten, und Ihr mich in den Kerker warfet? Drum: Es lebe unsere Freundschaft, sie dauere fort in unsern Kindern und Kindskindern!"

Die Gläser klirrten, doch Konrad bebte die Hand.

„Was haltet Ihr davon," fuhr Heribert fort, „daß der Bremer mit zur Regierung gezogen ist?"

„Man kann noch nicht recht darüber urtheilen," meinte Konrad, dessen Vater ein inniger Freund von Erzbischof Adelbert gewesen war.

„Ei was," sagte Heribert eifernd für die gute Sache; „es ist Sünde und Schande, daß der die Zügel des Reichs halten soll. Hört nur, was mir der Abt von

Gottesfriede gesagt hat. Jener Adelbert soll ein eitler Narr sein, aufgedunsen von Ehrgeiz, der stets von Schmeichlern umgeben, nur auf seine und seiner Kirche Erhöhung sinnt. Ist das ein Mann, ein Reich zu regieren?"

„Wenn es sich so verhält, so stimme ich Euch bei," rief Hohenburg. „Nun, dann seid Ihr mein Mann. Aber ich glaube man hätte nur der Kaiserin die vormundschaftliche Regierung lassen sollen. Zwar hat sie manchen Fehlgriff gemacht, wie z. B. die Erhebung des Rudolph von Rheinfelden zum Herzoge, jenes Buben, der kaum ein Roß zu tummeln versteht, ein Gelbschnabel, der — —"

„Still, still! fiel Konrad ein; „man könnte es hören."

„Wer? Was?"

„Nun, wenn er auch nicht selbst, dann Andere in seinem Namen," sagte spöttisch lächelnd Konrad, und ging hinaus.

Heribert unterhielt sich noch weiter über jenen Gegenstand mit Hohenburg. Da ging auf einmal die Thüre auf, und — ehe er es sich versah lag er gebunden in den Händen einiger Knechte. Sie schleppten ihn durch die grausig wiedertönenden Hallen zum Kerker, während er rief: „Konrad, mein lieber Freund, läßest du so etwas in deiner eigenen Burg an mir geschehen? hilfst du mir nicht? Wir haben uns ja so eben noch Freundschaft zugetrunken!"

Doch der ließ sich nicht sehen. Die Häscher bedeuteten Heribert, es sei der Befehl ihres Herrn, und war-

fen ihn schonungslos in den finstern Behälter. Hier fiel er besinnungslos nieder.

Als er wieder zu sich kam, da trat die letzte Scene in ihrer ganzen Abscheulichkeit wieder vor seine Seele. Das hatte er von Konrad nicht erwartet. Seine Seele aber, erwärmt am Busen der Religion, und schon einmal geläutert im Glutofen einer solchen Prüfung, ertrug das neue Leiden starkmüthig. Noch war ja nicht jegliche Hoffnung auf Rettung verschwunden!

Zwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Schlag.

Wie ein Kind, das von Gespensterschauern ergriffen wird, wenn es hinaussieht in das grausige Dunkel der Nacht, so ergriff auch Adelheiden eine gewisse Beklemmung, als sie sich Abends allein auf ihrem Zimmer sah. Sie dachte an die prophezeienden Worte ihrer Dienerin; und wenn sie sich auch immer sagte: Es war nur albernes Gerede! so befiel sie doch ein gewisses Schaudern, so oft jene Worte in ihrer Erinnerung auftauchten. Heribert war nur in Begleitung einiger Wenigen abgezogen; was konnte ihm nicht begegnen?

Der nächste Morgen fand sie noch voller Unruhe auf dem Lager. Doch zeigte sie sich, so gut es anging, ruhig, als sie in das Gesellschaftszimmer trat. Sie nahm Willerich bei Seite, und bat ihn, doch eine möglichst große Bedeckung mitzunehmen, was dieser auch versprach.

Die geharnischten Knappen hatten schon zweimal

ins Horn gestoßen, und die ungeduldig stampfenden Roße mahnten zum Aufbruche. Jetzt mußte geschieden werden. Man kann sich leicht vorstellen mit welchen Gefühlen sich Mathilde und Willerichs junge Gemahlin das Lebewohl zuküßten. Adelheid fiel der Freundin nochmals um den Hals und flüsterte ihr leise zu:

„Bete, bete für uns Alle; ich habe böse, drückende Ahnungen."

Willerich hob sie auf das für sie gesattelte Pferd, und flugs gings zum Thor hinaus. Man sprach wenig. Zwar begannen Willerich und Kunibert oftmals eine Unterhaltung; doch Einer schwieg nach dem Andern, bis zuletzt im ganzen Zuge eine unheimliche Stille herrschte. Blos der kleine Otto den man mit nach Schwarzburg nehmen wollte, damit er dort unter Heriberts Augen sich zum Ritter bilde, war froh und munter, und theilte nicht die Besorgnisse der Andern.

Die Sonne war gesunken, um unsern Brüdern auf der andern Hemisphäre zum mühevollen Geschäfte des Tages zu leuchten. Der dämmernde Abend traf unsere Wanderer in schauriger Gebirgsgegend, an jener Stelle, wo Konrad, wie früher erzählt ist, Heribert überfallen hatte. Die Frauen mahnten die Ritter, doch bald die Zelte aufschlagen zu lassen; doch diese meinten, man müsse erst diese grausen Klüfte passiren, da sich die unten ausbreitende Ebene besser zum Lager eigne. „Ein Licht, ein Licht," rief der kleine Otto, und Alle schauten erwartungsvoll hin. Doch es schien Täuschung zu sein, man sah nichts mehr. Plötzlich regte sich etwas in dem nahen Gehölze; das Geräusch kommt immer näher, und kaum hatten unsere Ritter Zeit, sich kampffertig zu

machen, als sie schon mit dem Rufe: „Hier sind die Hunde, drauf! packt sie!" schwarzvermummte Männer über sie herstürzten.

Zwei treue Knappen ergriffen eilig die Zügel der Pferde, auf welchen die Frauen und Otto saßen, und eilten begünstigt vom Dunkel der werdenden Nacht den rauhen Gebirgspfad hinab. Glücklich gelangten sie ins Thal, und in rastloser Flucht jagten sie vorwärts, bis sie am nächsten Morgen einige Hütten armer Gebirgsbewohner erreichten. Hier ruhten sie aus, und lagerten gänzlich erschöpft auf einigen Strohbünden.

Für heute schien den beiden Knappen Theobald und Heinrich das Weiterziehen nicht rathsam. Zuerst waren die zarte Frauen so erschöpft und leidend, daß ihre Erholung wenigstens zwei Tage erfordete. Dann fürchtete man sich nicht ohne Grund vor nachsetzenden Verfolgern. Der muthige Theobald erbot sich, zur großen Freude der Frauen, verkleidet sich zur Stelle des Ueberfalls zu wagen. Heinrich dagegen ging in der entgegengesetzten Richtung nach Schwarzburg zu, ob er vielleicht da die Ritter träfe, oder doch bei den Gebirgsbewohnern etwas von ihnen erführe.

Adelheid erntete jetzt die Früchte ihres innigen Gebetes; sie war wenn auch innerlich leidend, doch mit Stärke gewappnet, und suchte Agnes und Kunigunde zu ermuntern. „Wenn nur Pater Bruno bei uns wäre," dachte sie, „er würde mir selbst Balsam des Trostes einflößen, und auch den gesunkenen Muth meiner Töchter zu erheben verstehen!"

Noch hing sie diesen Gedanken nach, da eilte ein Mönch mit aufgeschürztem Gewande den Gebirgspfad

dahin. Adelheid erkannte ihn, und: „Vater Bruno, ehrwürdiger Herr!“ rief sie und eilte ihm entgegen. „Großer Gott!“ sprach dieser, „wo treffe ich Euch, gnädige Frau, dachte Euch noch beim festlichen Mahle auf Rabenburg. Sprecht, was ist Euch widerfahren?“

Ohne auf seine Fragen einzugehen fragte Adelheid ahnungsvoll entgegen: „Und Ihr, ehrwürdiger Vater, was bringt Ihr? Eure finstere Miene deutet nichts Gutes!“

„Ich, ich,“ erwiederte Bruno verlegen, „ich suche nur Herrn Heribert oder Willerich; ich habe ihnen etwas mitzutheilen!“

Adelheid merkte nur zu wohl, daß dieses nur Ausflüchte seien. Sie sagte deshalb zu ihm: „Sprecht nur rein heraus, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Um des Himmelswillen erklärt mir doch erst Eure Erscheinung hier im Gebirge. Kommt mit da den Pfad herauf spazieren und erleichtert Euer Herz.“

Adelheide hatte längst den Drang der Mittheilung gefühlt. Sie folgte ihm also, und machte ihn mit Allem, was sich Schreckliches zugetragen, bekannt. Bruno schien nicht zu staunen; das Alles hatte er geahnet. Und als Adelheid nun in ihn drang, auch sein Hierherkommen zu erklären, da erzählte er: „Vorgestern Abend sitze ich im einsamen Zimmer und lese in einem alten Buche; ich mochte lange gelesen haben, denn der Lichtstock war fast ganz abgebrannt. Da dringt plötzlicher Lärm an mein Ohr. Ich springe auf und eile um die Ursache einer so ungewöhnlichen Erscheinung zu erfahren. Da kamen mir unsere Dienerinen mit zerrauften Haaren entgegen gelaufen, und melden mir, drei

unserer Knechte haben plötzlich den alten Burgwart überfallen, ihn gemeuchelt, und dann das Thor geöffnet, worauf eine Schaar fremder Ritter hereingedrungen sei, und unsere sorglosen Krieger fast Alle durchstochen haben. Ich eile zum Burghofe und sehe da das gräßliche Schauspiel, wie unsere Knappen fast Alle im Blute daliegen, die übrigen aber gefesselt in die nahen Thürme geschleppt werden. Da war Alles verloren. Kaum konnte ich noch durch den geheimen Gang entfliehen. Auf den Schilden der Ritter aber hatte ich das Zackenburgische und Hohenburgische Wappen wohl erkannt. — Die letzten Worte brachen Adelheiden das Herz, und mit dem Rufe:

„O treuloser Konrad! Ach Heribert, ach Willerich!" sank sie nieder. Bruno richtete sie auf, und sprach ihr Trost ein. Nur mit Mühe gelang es ihm, ihre zerrissene Seele in etwas zu heilen. „Herr dein Wille geschehe," sprach sie endlich; „ich nehme die Leiden an, die deine Vatergüte über mich verhängte. Nur um das Eine bitte ich dich, gieb mir Kraft und Geduld sie zu ertragen."

Sie kehrten zurück in das kleine Gebirgshaus. Vor dem Eingange kam ihnen der alte Hausvater entgegen, die Mütze in der Hand. „Kommt wohl zur rechten Zeit, ehrwürdiger Vater," sagte er; „die beiden armen Seelen da drinnen jammern und weinen, daß es einen Stein erbarmen möchte; und der kleine Herr stimmt mit in ihr Klagelied ein."

Als sie eintraten sahen sie beide jungen Gattinnen händeringend zum Himmel weinen. Heinrich war dem Pater Bruno begegnet, und war von diesem von Allem

unterrichtet worden, jedoch mit der Weisung zurückzubleiben, und erst später einzutreten. Der gute Mann hatte nun Alles, was er auf der Herzen hatte, herausgesagt, um seinem Aerger über den verfluchten Zackenburger Luft zu machen. Bruno und Adelheid gaben sich nun alle Mühe, ihnen Muth einzusprechen, und ihnen Hoffnung auf einstige glückliche Ausgleichung zu machen. Zwar gelang ihnen dieses in etwas; doch ihr schwermüthig schweifender Blick zeugte von innern großen Seelenleiden, und wie zerknickte Blumen schlichen sie einher.

Noch aber war der Leidenskelch nicht voll. Am andern Tage kam Theobald zurück, in Begleitung zweier anderer Knappen mit Waldburgischem Wappen. Erwartungsvoll liefen ihnen Alle entgegen. Doch wie erstaunte Agnes, als ihr einer der Krieger ihren kleinen Kuno wohl umwickelt in die Arme legte. Ihr Staunen wandelte sich aber in furchtbaren Seelenschmerz, als der treue Diener meldete, wie sie vor 2 Uhr aus dem Schlafe furchtbar aufgeschreckt wurden, indem die ganze Burg in Flammen gestanden habe. Die herbeieilenden Knappen seien fast Alle ermordet worden von unbekannten Raubrittern. Nur er und sein Freund Bernard haben den kleinen Kuno schnell gerettet, und seien durch einen geheimen Ausgang entflohen.

„Und was bringe ich für Nachrichten?" fiel Theobald ein. „O daß ich euch damit vorschonen könnte! An der Stelle unseres Ueberfalles fand ich nur Leichen, doch die beiden Herren Willerich und Kunibert waren nicht darunter. Ich eilte deshalb nach Rabenburg. Doch ach! was sah ich? Das Zackenburgische Panier wehete

von den Wällen herunter. Traurig schaute ich an die alten Zinnen hinauf. Wie ich noch so da stehe, kommt ein Reitertrupp durchs Thor gesprengt. Ich als Bauer verkleidet, machte mich an einen der Fußknechte, und frug des Weges nach Gottesfriede. „Den ziehen wir auch," rief der lustige Bruder; „wir wollen nämlich in die Gegend von Schwarzburg. Müßt wissen, unser Herr Konrad hat mit seinem Freunde, dem Hohenburger einen glücklichen Fang gemacht. Drei Burgen in einer Nacht zu erobern, das geht an, mein ich! ha! ha! ha! Und dazu noch die schönen Herren! Aber s' war eine saure Arbeit, da im Walde, das versichere ich dir!"

„Aber was sind das denn für Herren? wo habt ihr die hingebracht?" fragte ich.

„Ei was scheert dich das, alter Kahlkopf!"

„Nun ereifere dich nicht Bruder," sagte ich beschwichtigend; „müßt wissen alte Leute sind neugierig wie die Kinder. Aber bangt euch nicht vor dem Kaiser."

„O, was will ein kleiner Grünschnabel der kaum übers Nest guckt! Uebrigens steht unser Herr bei Herzog Rudolph hoch angeschrieben; der hat ihm dies stillschweigend erlaubt, und ihn zugleich bei dem Bremer empfohlen. Das hat nichts zu sagen."

„Aber was wollt ihr jetzt noch holen?" fragte ich wieder schüchtern."

„S' wird nicht viel auf sich haben; die Weibsbilder unserer eingesperrten Vögel denken wir noch zu fangen."

Da wurde es mir entsetzlich warm ums Herz. „Bin ein alter Wicht," sag ich, „will doch lieber allein wandern, möchte wohl gar mit in den Strauß kommen. Gott befohlen!"

„Lauf, lauf! du Haasenherz!“ rief er mir nach und schlug eine gewaltige Lache auf. „Ich aber lief über Stock und Stein so geschwind, als meine alten Füße wollten. Da begegne ich diesen Beiden da mit dem Jungherrn, und jetzt wißt Ihr Alles.“

Agnes und Kunigunde hatten mit der größten Spannung den Worten des redseligen Alten zu gehört. Wie blaße Steinbilder saßen sie da und sahen sich starr ins Auge; keine lindernde Thräne kam mehr in ihr fast verglastes Auge, ihr Schmerz war zu groß. Adelheid aber kniete mit Bruno und den Knappen zum Gebete nieder, und darauf trug man die leidenden Töchter auf das ärmliche Lager. Fast wäre auch Adelheid das Herz gebrochen; nur die stärkenden Trostesworte Bruno's und der Gedanke an die über ihnen schwebende Gefahr konnten ihre Seelenkräfte noch in Thätigkeit erhalten. Bruno selbst hätte eine so starke Seele in diesem schwachen Weibe nicht vermuthet. Doch die Religion, unsere heilige Religion, sie erleichtert des Unglücks zu Boden drückende Wucht, sie hebt dem armen Galeerensclaven den muthlos sinkenden Arm, sie macht dem unschuldig Gefangenen die bindenden Fesseln nicht fühlen! Sie ist ein sicherer Hort; und wer ein treuer Sohn unserer heiligen Kirche ist, der trinkt mit heiterm Antlitze die Wermuthstropfen des Leidenskelches.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die stille Familie.

In einer solchen Lage, wie die eben beschriebene, wo Schlag auf Schlag hereinbricht, den Kopf nicht zu verlieren, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Doch Pater Bruno hatte treffliche Geistesanlagen, und war in der Schule des klugen Abtes mit einer umfassenden Lebenskenntniß ausgerüstet worden. Er wußte also auch hier Rath.

Theobald und Heinrich mit den beiden andern Knappen sollten täglich im Gebirge umherspähen, ob sie vielleicht Verfolger erblickten, damit man zeitig genug die Flucht ergreifen könne. Bruno selbst aber ging nach Gottesfriede, um von dem Abte die Erlaubniß einzuholen, in seinem Gebiete eine Wohnung für die unglückliche Familie anzulegen. Der Abt verstand sich mit Freuden dazu, versprach auch selbst an den kaiserlichen Hof zu gehen, und die nöthigen Schritte zur Befreiung der Gefangenen zu thun.

Nun begab sich Bruno zu seinen Eltern. Die guten Leute weinten bitterliche Thränen über das Unglück ihrer Herrschaft, und waren gleich bereit, eine halbe Stunde von ihrer Wohnung jenseits des Baches in einem kleinen Thale ein niedliches Häuschen aufzuführen. Bruno selbst hatte diesen Ort ausgewählt. Hier konnten die armen Verfolgten auch ziemlich sicher und ruhig leben; denn rings von Bergen eingeschlossen, konnte die Wohnung gar nicht bemerkt werden. Nur ein einziger schmaler Steg führte über eine Gebirgskluft dahin. Für einen neuen Kahn, zum Uebersetzen über den Bach,

versprach Bruno's Bruder Dietrich, der jetzt schon verheirathet war, zu sorgen. Bruno kehrte nun nach einigen Wochen zurück.

Die Uebersiedlung ging glücklich von statten. In Nacht und Nebel gehüllt kam man unbemerkt an Schwarzburgs ausgebrannter Stätte vorüber. In der Mühle war Alles in Bewegung, um den hohen Gästen einen würdigen Empfang zu bereiten. Das ganze Hauspersonal hatte sich in die Sonntagkleider geworfen. Reinlicher Kies war auf den gescheuerten Fußboden gestreut. Grüne Zweige waren in Bögen verwunden vor dem Eingange gesetzt. Schon den ganzen Tag hatte man auf die Ankunft der Fremden gewartet, und als sie endlich sich nahten, da stimmten die Müllersleute ein wohleingeübtes Lied an:

Willkommen hier, im sichern Port,
Ihr hochverehrten Frauen!
Gedrücket von des Unglücks Macht,
Blüht Fried' in diesen Auen.

Ein Dornenfeld ist diese Welt,
Das Fluch und Elend heget;
Die schönste Flur trägt Dornen stets,
Wenn Mühe sie nicht pfleget.

In strengem Fleiß und bittern Schweiß,
Den Plagen ihm erpressen,
Muß bis zum Tod der Mensch sein Brod
Mit Schmerz hienieden essen.

Die Erde soll nicht freudenvoll
Den Fremdling hier ergötzen;
In bessern Stand, ins Vaterland,
Will Gott ihn bald versetzen,

Dorthin blickt auf in eurem Lauf
Unglückliche hienieden!
Am Kreuzesstab führt übers Grab
Euch Christus ein zum Frieden!

Thränen traten bei diesen schönen Strophen den Ankommenden in die Augen. Herzlich drückten sie den Müllersleuten die Hand und stammelten ihren Dank. Doch der alte Werner wollte von Dank nichts wissen; er führt seine Gäste ins reinliche Stübchen, wo ein erquickendes Mahl ihnen von den mit feinsten Leinen gedeckten Tischen entgegen dampfte. Auf den Wunsch der Gräfin mußten alle Hausbewohner sich mit an den Tisch setzen. Ihr war so wohl in dem traulichen Kreise dieser guten Leute, daß ihr das Essen herrlich schmeckte. Nachdem alle tüchtig zugegriffen hatten, ging Werner mit Röschen hinaus. Bald jedoch kamen beide zurück, er einige Weinkrüge, sie zierliche Becher tragend.

„S' ist guter, alter — — ja ich weiß nicht mehr wie der Rebensohn heißt," sprach Werner lächelnd; „der hochwürdigste Abt hat ihn mir geschickt, um mit ihm unser Fest zu krönen."

Darauf goß er ein, und Röschen kredenzte jedem den gefüllten Becher. Langsam erhob nun Werner sein Glas, und sprach feierlich: „Lang leben unsere gnädige Frauen Adelheid, Agnes und Kunigunde! Blumen der Freude mögen ihnen in unserer stillen Einsamkeit erwachsen! Möge der Herr ihre theuren Angehörigen, die im Kerker schmachten, ihnen wieder einst zuführen, so wie er den Daniel aus der Löwengrube errettete!"

Die Gläser klirrten; doch aus manchem verweinten Auge stahl sich eine perlende Thräne über die bleichen

Wangen. Bruno und Werner wußten aber bald die frühere Munterkeit wiederherzustellen, und eine rege Unterhaltung anzuknüpfen. Als aber die Sonne zu sinken begann, mahnte Werner, es sei Zeit zum Aufbruche.

„Wohin?" meinte Adelheid; denn Bruno hatte ihr nichts gesagt von dem für sie erbauten Häuschen. Sie meinte vielmehr für immer in der Mühle zu bleiben. Deshalb fragte sie wohin?

„Wird sich bald zeigen," erwiederte Werner: er führte die staunenden Gäste in den festlich geschmückten Kahn, und in einem andern nahmen seine Frau und Kinder Platz. Lustig schaukelte das Schiffchen über den von der Abendsonne bestrahlten Bach. Das war dem kleinen Otto ein herrliches Vergnügen, besonders da ihm Agnes erzählte, wie sie einst als Kind hier auch gefahren sei, und Fischchen gefangen hätte. „Da muß ich, meinte er, doch auch oft zur Mühle hin, nicht wahr Tante?"

„So Gott will! Gib nur erst Acht, wo man uns hinbringt."

„Wird nicht weit sein!" fiel Werner ein, der mit seinem Nachen landete.

„So, jetzt steigt aus, und folget mir nur. Erschreckt aber nicht vor den rauen Bergen; werden's sehen, sind gar friedliche Gesellschafter."

Alle folgten ihm lächelnd über den schmalen Steg durch den engen Paß. Sie waren nicht weit gegangen, so erblickten sie ein niedliches neues Häuschen, dessen Hintertheil noch nicht ganz ausgebauet war.

„Hab ich's Euch nicht gesagt, gnädige Frau?"

fragte Werner lachend Adelheid; „es ist nicht gar weit von der Mühle zu Eurer künftigen Residenz.“

Adelheid erkannte jetzt, wie sehr die guten Leute für sie gesorgt hatten; gerührt drückte sie dem alten Werner die Hand, während dieser sie auf die ganze Umgebung aufmerksam machte.

„Ei seht!“ rief er plötzlich, „was ist denn das!“ Adelheid blickt seinem Finger nach und sah einen Mönch auf den Knieen vor einem Kreuzbilde beten, das der sorgsame Werner vor dem Häuschen aufgerichtet hatte.

Wer sollte das sein? Schlug doch Adelheidens Herz, als wäre es Einer ihrer Lieben! Ja er wars, Adelbert, nein nicht Adelbert mehr, Pater Benedikt, und mit dem Ausrufe: „Theure Mutter,“ „lieber Sohn!“ stürzen sie einander um den Hals.

Um Vieles, um unendlich Vieles war Adelheid jetzt glücklicher, da sie wenigstens Einen ihrer Söhne in die Mutterarme schloß. Thränen rollten ihr über die Wangen, halb des Schmerzes, halb der Freude. Vater Werner mußte sie wiederholt anreden, ehe sie seiner Explikation Gehör gab.

„Hier haben wir vor dem Hause so gut es anging ein Gärtchen angelegt, und dort unter den alten Hollunder eine Rasenbank. Obstbäume wird Dietrich diesen Herbst nachpflanzen. Und jetzt kommt mal herein? Ist nicht Alles herrlich eingerichtet? Hier links ist ein freundliches Wohnzimmer, gegenüber rechts ein Schlafzimmer für den Jungherrn Otto und für Eure Bedienten. Da gerade aus ist Eure Küche, hinter Eurem Wohnzimmer aber habt Ihr eine Schlafstube für Euch

und Eure Töchter. Schränke, dicke eichene, und Kisten haben wir Euch auch hingestellt."

„Ja, wenn nur mal erst was drinn wäre!" meinte Theobald.

„Wird noch kommen," entgegnete Werner; „schließt nur los gnädige Frau." Adelheid traute kaum ihren Augen. Da sah sie das feinste Linnen hoch aufgeschichtet, ferner goldgelber Flachs, dazu allerliebste Spinnrädchen; auch Nahrungsmittel aller Arten fand sich vor.

„Staunt nur nicht zu sehr," sagte Werner; „könnt wohl denken, das hat der Müller nicht gehabt. Bin zum gnädigen Herrn, nein! das will er nicht haben, zum ehrwürdigen Pater Benedikt hinübergegangen, und der hat vom Abte uns das verschafft, was uns abging. So, und nun wünsche ich Euch Glück und Segen im neuen Hause. Eingeweiht ist es schon, Pater Benedikt hat überall geweihtes Wasser unter Gebet umhergesprengt. Braucht Alles nach Belieben. Gott verleihe Euch Allen und mir eine fröhliche Urstätte."

Da drängten sich Alle zu den guten Müllersleuten, und dankten ihnen mit den wärmsten Worten. Doch Werner wollte von Allem nichts hören; er bat sich nur aus, ihn recht oft zu besuchen. Ein Kahn liege zu diesem Zwecke stets bereit, doch versteckt unter einem Erlengebüsch. Eine Brücke hatte man aus Vorsicht nicht anlegen wollen. Werner führte sie nun noch überall umher, zeigte ihnen den noch unvollendeten Bau am Hintertheile des Hauses, und unterhielt Alle mit seinen interessanten Gesprächen.

Während dessen hatte Röschen im Wohnzimmer aufgedeckt. Selbstgebackene Kuchen, herrliche Erdbeeren,

dunkelrothe Kirschen, dazu ein Glas Wein sollten hier noch die Gäste erquicken. Bei Tische nahm nun vorzugsweise Pater Benedikt das Wort. Unter anderm sagte er:

„Die Erde ist ein Jammerthal; das haben schon Viele gesagt, schon Viele erfahren. Dornenvoll ist der Pfad zu unserer Bestimmung, und Alle müssen hinanklimmen lernen zu den heiligen Höhen des Herrn, durch die Schule der Trübsal. Was soll nun der Mensch thun, da ihn so viele Leiden und Trübsale treffen? Er muß aus der Noth eine Tugend machen. Auf den Dornen der Trübsale blühen dem geduldig Ausharrenden Rosen, die paradiesischen Wohlgeruch verbreiten. Trübsale sind ein Feuer, worin das Gold der Tugend geläutert wird; sie reinigen unser getrübtes Auge, daß es die vergänglichen Dinge nach ihrem wahren Werthe mißt. Sie feilen an allen menschlichen Wünschen und Regungen, daß sie stets nur den Willen Gottes bezwecken. Nur wenn Sturmwinde das Bäumchen heftig rütteln, kann es feste Wurzeln schlagen; nur im Kampfe erprobt sich der Held; nur durch Leiden erstarkt die Tugend; nur unter Trübsalen wachsen der Seele Schwingen, daß sie zu Gott auffliegen kann. Und dann müssen wir bedenken, was die Schrift sagt: „Denen, die Gott lieben, gereicht Alles zum Besten.“ Er wird Alles zum Guten lenken. Er legt uns auch keine schwerere Bürde auf, als unsere Kräfte zu tragen vermögen. Er ist bei uns am Tage unserer Trübsale; er mildert unsere Leiden durch süßen Trost. Denket an den Mann der Schmerzen, an unsern göttlichen Heiland; er litt Unendliches am Stamme des Kreuzes. Aus seinen blutenden Wun-

den strahlt die Gnadenfülle des Trostes in unser verwundetes Herz; wer mit ihm leidet wird mit ihm verherrlicht werden!"

Solche salbungsvolle Worte verfehlten ihren Zweck nicht. Wundersam fühlten sich Alle ergriffen und getröstet. Und als Pater Benedikt mit den andern schied, da floß auch keine Thräne mehr.

In diesem stillen Thale nun sollte Adelheid mit ihren Töchtern fortan ihr trauriges Daseyn verleben. Es ist leicht denkbar, daß innerer, nagender Kummer an Aller Herzen zehrte. Zwar suchten sie sich immer durch inniges Gebet zu stärken, und empfanden auch oft die Süßigkeit des Trostes, den es in ihre Seele senkte; doch nur Adelheid vermochte mit einigem Gleichmuth ihren bittern Harm zu besänftigen, und in des Unglücks Wolkennacht mit erhelltem Lichte hineinzuschauen; Agnes und Kunigunde dagegen, noch nicht geübt in der Schule der Leiden, hatten noch allzu wenig das dunkle, wirre Geheimniß des Lebens ergründet, um nicht hinzuwelken wie ein zartes Maiblümchen vor dem glühenden Hauche der Sonne, die das lechzende Erdreich rings noch immer mehr ausdorrt.

War die Mutter nicht bei ihnen, und saßen sie allein im einsamen Kämmerlein, da floßen ihre Thränen stromweise; und nur der Gedanke gab ihnen einigermaßen Linderung, nicht allein unglücklich zu sein, noch Gefährten der Leiden zu haben, mit einer Seele zu sprechen, die ihren Kummer verstand.

Diese trüben Stunden wurden nur aufgeheitert durch die mannigfaltigen Geschäfte, die ihnen Adelheid aufzutragen wußte, und durch den Besuch der Müllersleute

— Pater Bruno war, wie er sagte, in Geschäften nach Gottesfriede gereiset. — Was nun das erste anbetrifft so führte sie Adelheid, in gewöhnlicher Bäurinnenkleidung über die Berge in andere Thäler, wo sie bei den Bewohnern die Kranken besuchten, den Armen kleine Geschenke an Nahrungsmitteln oder Leinwand brachten, und deren Kinder im Nähen und Spinnen unterrichteten. Da gab es so manchen Anlaß zu inniger Freude, daß für einige Augenblicke das Gefühl der eigenen Schmerzen schwand.

Die schönsten Stunden aber verlebten Alle in traulichem Kreise der Müllersleute. Vater Werner und seine Gattin beugten ihren Nacken bereits unter der Last der Jahre, und waren deshalb so ziemlich in den Ruhestand versetzt, d. h. ihre Kinder verrichteten jetzt die Geschäfte. So konnten also die drei Frauen, ohne den guten Leuten beschwerlich zu werden, dieselben täglich besuchen, oder, was noch häufiger geschah, sich von ihnen besuchen lassen. Da wußte Vater Werner immer was Neues zu erzählen, gab auch mitunter Schnurren und Schwänke zum Besten, so daß alle herzlich lachen mußten. Er kam auch selten, ohne etwas mitzubringen. So kam er einmal mit zwei niedlichen Vogelbauern; in dem einen saßen zwei girrende Turteltäubchen, in dem andern eine wunderschöne hellgelbe Goldamsel. Das war denn eine Freude! die Damen konnten nicht müde werden die niedlichen Thierchen zu beschauen, mit ihnen zu sprechen und sie zu füttern.

Für den kleinen Otto, der, im ersten Lenze des Lebens, sorgenlos in seine Räthsel hineinschaute, und

die weinenden Frauen immer damit tröstete, er wolle, sei er fähig nach Ritterweise ein Roß zu tummeln, die Mutter und die übrigen Gefangenen wohl befreien, für ihn brachte Werner ein junges Reh mit, das er für ihn gezähmt hatte. Da denke man sich sein Entzücken! Er machte mit dem Thierchen so possierliche Sprünge, daß auch die Frauen herzlich lachen mußten.

Die sorgsame Adelheid hatte aber, wenn der Schmerz bei ihren Töchtern allzu sehr anschwoll, noch ein anderes Mittel, ihnen Frieden einzuhauchen. Sie ging dann mit ihnen, von den vier Knappen begleitet, nach Liebeinsam, das ungefähr eine Stunde entlegen war. Dort hatte der Himmel so oft in bedrängten Augenblicken süßen Trost in ihre Seele gesenkt; von dort war sie noch nie ohne fühlbare Erleichterung hinweggegangen; dort schmeckte sie auch jetzt des Himmels Tröstung, fanden ihre Töchter erhebende Stärkung.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Mord.

So lebten die drei Frauen still und ruhig ihre Tage dahin. Das Schmerzlichste war ihnen, daß sie nicht wußten, wo der schaurige Kerker sich befand, der alle die Lieben umschloß. Zwar gingen die Knappen oft auf Kundschaft aus; doch nie konnten sie den Ort der Gefangenschaft erspähen. So sank allmälig den Frauen der Muth; nur nicht dem Pater Bruno. Er war rastlos thätig, den Abt von Gottesfriede zu einem Zuge wider Konrad zu bewegen, um den Schändlichen zur

Freilassung seiner Gefangenen zu zwingen. Doch das hatte Konrad vorausgesehen, und deshalb einen benachbarten Grafen dem Abte auf den Hals geschickt, welcher alle Klostergüter schrecklich verwüstete. Von dieser Seite war also keine Hülfe zu erwarten.

Bruno rastete jedoch nicht. Unverzagt begab er sich an das Hoflager des jungen Kaisers, um demselben seine Angelegenheit vorzutragen. Vergebliche Mühe! Der Bremer Bischof war für Konrad gewonnen. Zudem hatte Herzog Rudolph, erbost über Heriberts freie Sprache, es nicht daran fehlen lassen, den Schwarzburger als einen Feind des Kaisers zu bezeichnen, Konrads Benehmen dagegen zu rechtfertigen. Noch gab Bruno nicht alle Hoffnung auf. Er reisete bei allen Herren herum, die früher mit Heribert in Verbindung gestanden hatten, um sie zur Hülfe zu bereden. Doch Jeder hatte seine Entschuldigungen, Niemand konnte helfen. Auch alle Versuche den Kaiser für die gerechte Sache zu gewinnen, scheiterten an dem Einflusse seiner bösen Rathgeber. So hatte Bruno mehrere Jahre herumgereist, und entschloß sich nun zu einem verzweifelten Mittel.

Geradenweges wollte er zu Konrad gehen, und ihm alle seine Schlechtigkeiten vorhalten. Habe derselbe noch ein Fünklein von Gewissen dachte er, so würde eine solche ernste Mahnung ihren Zweck nicht verfehlen. Bruno reisete also unverdrossen voran. Bei dem schlechten Zustande der Wege in damaliger Zeit hatte er sich eines Tages verirrt. Weit und breit war kein Haus zu finden, das ihm schützendes Obdach in der Nacht gewährte; und schon wollte er sich auf weichem Moose

zur Ruhe betten als er plötzlich die Zinnen einer Burg vom Golde der Abendsonne bestrahlt, durch die Bäume blitzen sieht. Frohen Muthes eilt er darauf zu, und begehrt Einlaß. Dieser ward ihm nach der schönen Sitte unserer Vorfahren auch nicht verweigert.

Pater Bruno hatte am folgenden Morgen die hl. Messe in der Schloßkapelle schon gelesen, und setzte sich zum Frühstücke. Da erst fragte er nach dem Namen und dem Besitzer dieser Burg. „Kerzungen," wurde ihm geantwortet, heißt diese Burg, und der gestrenge Herr Konrad von Zackenburg nennt sie die seinige."

Wie vom elektrischen Schlage getroffen saß Bruno da. „Konrad von Zackenburg!" rief er mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens aus, und ließ das Messer fallen. Zum guten Glücke hatte der auftragende Diener einen Brodlaib fallen lassen, so daß er seine ganze Aufmerksamkeit zur Entschuldigung seiner Ungeschicklichkeit zusammen nahm. Während dessen aber hatte Bruno sich wieder gesammelt, und mit der größten Ruhe sagte er, der Sache einen andern Anstrich gebend:

‚Da habt ihr wohl recht; Herr Konrad ist ein gestrenger Herr, als tapferer Kämpe weit berühmt, und der Schrecken seiner Feinde.

Der Diener war seinerseits froh, daß der Hochwürdige seinen Unfall nicht bemerkt habe; und, eine von jenen guten Naturen, die, geschwätzig wie sie sind, Alles was sie auf dem Herzen haben vor Andern gern auskramen, sagte er, indem er sich auf dem ihm von Pater Bruno gebotenen Stuhle niederließ:

„Ja davon könnt ich Euch Tage lang erzählen.

Doch ich denke, Eines wird genügen. Ha! wenn ich noch daran denke; s' war doch ein fürchterlicher Strauß da im Walde! Es werden jetzt fast vier Jahre sein, da hat unser Herr seine größten Feinde, die Schwarzburger und Waldburger, fast Alle zu gleicher Zeit, die Einen durch List, die Andern durch Gewalt gefangen. Den jungen Schwarzburger und den jungen Waldburger haben wir, wie ich so eben sagte, in jenem Walde eingefangen. Aber das versichere ich euch, sie haben sich gewehrt, wie Löwen; und seht nur, den Zeigefinger meiner rechten Hand habe ich dort lassen müssen. Der Eine, nämlich der Waldburger schmachtet unten im Burgverließe; und kaum hatten wir diesen hier eingesperrt, da kommt unser Herr und hat den alten Vogel den Schwarzburger, durch List gefangen. Der sitzt nun auch da unten im Kerker; s' wird ihm da vergolten, was er unserm Herrn früher angethan hat. Unser Herr hält sich hier selten auf, ist jetzt — —"

Da brach der geschwätzige Alte ab, denn er wurde gerufen. Pater Bruno hatte genug gehört. „Die Unglücklichen müssen gerettet werden," das war gleich sein Entschluß. Aber wie sollte er dieß anfangen, ohne sich zu verrathen? Doch er ließ den Muth nicht sinken. Nach kräftigem Gebete zum Beschützer der Unschuld ging er denn an sein Tagewerk. Zuerst mußte er wissen in welchem der Kerkerlöcher sich jene befanden. Zu diesem Zwecke ging er den ganzen Tag auf dem innern Hofraum und dann auf dem Burgplatze spazieren, und ließ die Bewohner glauben er bete. So mochte er bis Abend gewandelt haben; da betrachtet er ein schneeweißes Täubchen, welches sich auf den Rand einer Fenster-

höhlung setzte, die dicht vergittert war. Es pickte dort lange, und warf etwas glänzendes, vermuthlich einen Ring hinunter. Unwillkürlich geht Pater Bruno unter jenes Fenster, und sieht nach dem Ringe. Nach einigem Suchen findet er denselben, und sieht folgende Buchstaben darauf eingeprägt: **H. V. S.** Was konnte dies anders heißen, als: Heribert von Schwarzburg? Das war für Pater Bruno ausgemacht. Noch drückt er voll Entzücken den Ring an seine Brust, da sieht er, wie ein Habicht in gewaltigem Fluge und majestätischen Kreisen herabschießt. Das arme Täubchen kann ihm nicht mehr entfliehen; er schlägt seine geschärften Krallen hinein. Da plötzlich läßt sich von oben herab eine Stimme vernehmen:

„Armes Thierchen! konntest du der Mordlust des Unholdes nicht entfliehen? mußt so jämmerlich unter seinen Krallen verbluten! Hast vielleicht eine zarte Brut, für die du besorgt Körner sammeltest! Jetzt werden sie lange warten, die zarten Kinderchen; die zärtliche Mutter kehrt nimmer zurück! So sitze auch ich in den Klauen eines menschlichen Ungeheuers! Auch meiner warten die geliebten Kinder, das zärtliche Weib! Doch nimmer werden sie den Vater in ihre Arme schließen, nimmer darf sich sein Auge an ihrem unschuldsvollen Blicke weiden! Doch du! Herr des Himmels, wenn mein Haupt in den Sand wird rollen, wenn mein Blut die Erde röthen wird, dann nimm meine Seele gnädig auf, trockne du die Thränen der lieben — — —“

Da konnte Pater Bruno nicht länger mehr halten. „Edler Herr,“ rief er, gestrenger Ritter von Schwarz-

burg! hier wartet Einer Eurer Diener, der Euch Kunde bringt von Weib und Kinder, und Euch befreien —"

Plötzlich fühlte er sich von hinten gepackt; er wurde geknebelt und weggeschleppt in einen schaurigen Kerker. Doch kaum hatte er sich hier von seiner Bestürzung erholt, so traten zwei vermummte Männer zu ihm, die ihn losbanden, ihm den Mund mit einem Tuche verstopften und ihn aus seinem Kerker durch einen dunklen Gang zu einem andern Kerker führten. Die Thür öffnete sich, und — was erblickte hier Pater Bruno? — Ritter Heribert von Schwarzburg saß auf den Knieen vor einem Kruzifix und betete, den Nacken entblößt; hinter ihm stand der Henkersknecht mit entblößtem Schwerte. Er blickte sich um; er erkannte den Pater. „Ehrwürdiger Vater! betet für mein Weib und meine Kinder! Und ihr, saget dem Ritter von Zackenburg, ich verzeihe ihm Alles!"

Seine Stimme stockte; es waren seine letzten Worte. Mit ruhigem Antlitze, das Kruzifix in seinen Händen, die Augen auf den sterbenden Erlöser gerichtet, legte er geduldig sein Haupt auf den Block. Der Scharfrichter erhob das Schwert; doch seine Hand zitterte. Einer der umstehenden Diener, ein Unmensch, ergriff das Schwert. Ein einziger Streich trennte das Haupt vom Rumpfe. Alle Glieder zuckten noch krampfhaft. Die bald erstarrten Hände hielt das Kruzifix fest umschlungen. Alle Umstehenden packte kalter Graus. Voll Entsetzen flohen sie aus der Mörderhöhle. Was aber in Pater Bruno's Herz vorgegangen, das vermag keine Feder zu beschreiben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Willerich.

Der Sommer hatte den Schauplatz der Natur wieder verlassen, und der Herbst hatte bereits seinen Einzug gehalten. Ein grauer Nebelschleier überdeckte die ganze Gegend. Die Bäume verloren ihren letzten Schmuck, und leise säuselte ein röthliches Blatt nach dem andern kreiselnd zur Erde. Schaaren von Vögel sammelten sich allenthalben, um gemeinschaftlich den Zug zu beginnen nach dem Lande eines neuen Frühlings, wo eine mildere Luft sie umfächelt, wo des Winters Kälte die fröhlichen Lieder der harmlosen Wanderer nicht stört.

Ein solcher Zug sammelte sich auch auf den Zinnen von Hohenburg. Nachdem sie sich genugsam geordnet hatten, begannen sie ihre Reise, und durchschnitten in leichtem Fluge die Luft. Sehnsüchtig, mit melancholischer Wehmukh blickte aus seinem schaurigen Kerker auf Hohenburg ein Jüngling den muntern Luftseglern nach. „Ziehet hin! ihr glücklichen Wanderer, ziehet hin, nach jenen Gegenden, wo euch des Winters Strenge nicht ereilt! Ziehet hin und grüßet mir mein Jugendland, die süße Heimat; grüßet sie alle die Lieben, die dort meiner mit Sehnsucht und Wehmuth gedenken! Eine innere Stimme sagt mir, sie sind wohlgeborgen; die Hand des Wüthrichs hat sie nicht erreicht. So ziehet dann hin, und grüßet sie! Ich aber muß hier bleiben, in dumpfem Kerker versiechen! Aber wenn der Frühling die Erde wieder bräutlich schmückt, und seine Wonne überall aus-

gießt; dann kehrt ihr zurück, und seid mir von neuem traute Genossen! Was wird euer brünstiger Gesang mir dann bringen? Wird er Glück oder Unglück der Lieben in der Heimat Gefilden mir verkünden? — — Doch auch für mich schlägt einstens die Stunde, wo ich von dannen ziehe in das Land des ewigen Frühlings, in die lichten Auen der Verheißung, in die seligen Gefilde meiner Sehnsucht! Wenn ich aber dorthin ziehe, wohin meine Bestimmung mich führt, dann kehre ich nimmer zurück, mir blüht dort ein ewiger Frühling, eine Wonne, die nie versiegt. Und so waltet denn in mir eine doppelte Sehnsucht: eine Sehnsucht nach der irdischen, eine andere nach der himmlischen Heimat! Und wenn nun des Winters grause Stürme wehen, und dunkle Wolken den Himmel trüben; dann wird die doppelte Sehnsucht in mir noch mächtiger werden! Aber Sehnsucht und Hoffnung — beide sind süß! — —"

Noch war Willerich von Schwarzburg mit seinem Monologe nicht zu Ende, da rasselte es an der eisenbeschlagenen Thüre seines Verließes. Und wer trat ein? — — Der Henkersknecht. Willerich fuhr bei seinem Anblicke etwas zusammen. Doch zum größten Erstaunen begann dieser ganz freundlich zu sprechen: Edler Ritter in welcher Absicht ich komme oder doch kommen soll, das könnt ihr an meiner Kleidung wohl sehen. Euer Leben ist es, was ich Euch abfordern soll. Doch fürchtet Euch nicht vor mir; eher möge dieses Kerkers Mauern zusammenstürzen, als daß ich Euch zu nahe trete! Ja, mein Herr schickt mich hieher, um zu seines Freundes, des Konrad von Zackenburg, Vergnügen Euch zu morden. Aber Gott hat mein Herz ge-

rührt. Eure Geschichte war mir seit Kurzem bekannt; es hatte sie mir nämlich der Vater Fidelis, der mehrere Meilen von hier in einer Klause lebt, erzählt. Auf das Geheiß meines Herrn ging ich nun hieher, war aber gleich mit mir im Reinen, was ich thun sollte. Befreien will ich Euch, und ehe noch der Wächter eilf geblasen, sollt Ihr in Freiheit sein. Müßt wissen, ich bin zugleich Burgvogt, habe also die beste Gelegenheit, Euch zu befreien. Doch dabei darf ichs nicht bewenden lassen. Ich bin ein großer Sünder; Weib und Kinder habe ich nicht. Mein Entschluß ist deshalb, mit euch von hier zu entfliehen und in stiller Klosterzelle meine Sünden zu beweinen. Seid deshalb guten Muthes, mein Herr! Wenn die Sterne am Himmel heraufziehen, so denkt, bald schlägt die Stunde, die mir meine Freiheit wieder giebt, mich zu meinen Lieben zurückführt."

Man denke sich Willerichs Staunen! In des Mannes Miene und Sprache lag zu viel Wahrheit und Redlichkeit; er konnte kein Heuchler sein. Voll unnennbarer Freude stürzte ihm deshalb Willerich zu Füßen.

Der Burgvogt hob ihn auf und sagte: „Nicht mir danket, sondern Gott, der mir Gnade geschenkt hat, durch deren Hauch, wie Eis vor dem Strahle der Sonne zu Wasser wird, mein erstarrtes Herz erweicht wurde."

Als Willerich ihm jetzt seine Besorgniß ausdrückte, daß ihr ganzer Plan vereitelt werden könnte, wenn er (der Burgvogt) von seinem Herrn über den Ausgang seines Auftrags gefragt werden würde; gab ihm dieser zur Antwort: „Lasset Eure Besorgniß. Ich kenne meinen Mann viel zu gut. Sein sündenbeladenes Gewis-

sen läßt ihm jetzt schon keine Ruhe, und er wird seine Qual durch ein solches Nachfragen nicht noch vergrößern. Zudem ist er von meiner Treue so überzeugt, daß er gewiß keinen Argwohn aufkommen läßt."

Er schied jetzt. Doch welche Gefühle mögen nun das Herz des überglücklichen Willerich geschwellt haben! Noch nie sank die Sonne so schön! War ihr Strahl doch ein Hoffnungsstrahl für sein mattes Herz! Noch nie schimmerten die Sterne in solcher Klarheit! Brachten sie ihm doch das edelste Pfand des Menschen, die Freiheit wieder! Noch nie zog des Mondes Sichel in solcher Majestät am westlichen Himmel herauf! Sollte er doch Zeuge sein von der Errettung eines lange im Kerker Schmachtenden!

Endlich kam der glückliche Augenblick. Die rostige Kerkerthür öffnete und schloß sich wieder; das Burgthor öffnete sich und — Willerich war in Freiheit. „Gott sei Dank!" sagte der Burgvogt; „nun gehet in Gottes-Namen immer links, quer durch den Wald, und fraget nur nach der Wohnung des Vaters Fidelis. Dort gedenke ich Euch zu treffen. Augenblicklich kann ich nicht mit Euch gehen, da man sonst meine Abwesenheit leicht gewahr werden, und uns nachsetzen würde. Morgen werde ich mich deshalb unter irgend einem Vorwande entfernen, und Euch dann folgen. Hier ist ein mit Lebensmitteln gefüllter Sack. Und nun Gott befohlen!"

Willerich dankte dem guten Manne herzlich, und ging fröhlich den dunkeln Forst hinein. Aber er befolgte des Burgvogts Weisung, immer links zu gehen, nur zu gewissenhaft. Er kam also zu weit links, und überall, wo er fragte, kannte man Vater Fidelis

nicht. So mochte er vier Tage gewandert sein, als er an ein Kloster kam. Die guten Klosterleute gaben ihm neue Nahrungsmittel in seinen Sack; und als er dem Abte seine Schicksale mittheilte, so gab ihm dieser, da er Vater Fidelis kannte, sogar einen Boten mit, der ihn auf den rechten Weg bringen mußte. Am zweiten Tage hierauf kam er in einen kleinen Weiler. Auf dem Kirchhofe sah er den Todtengräber einen frischen Grabhügel aufwerfen. Wie von ungefähr fragte er den Mann, wen er da beerdige.

„Einen fremden Herrn," erwiederte dieser; „seinen Namen hat er uns nicht genannt. Eine Strecke von hier war er mit dem Pferde von einem Felsen gestürzt, und lebte nur noch einige Stunden. Er hat noch eben zur rechten Zeit gebeichtet. Alles was ich von ihm gehört habe, war: „Konrad, Konrad, du bist an meinem Elende schuld! O armer Willerich! Klage deinen Mörder vor Gottes Gericht nicht an!" Auf seinem Harnische standen die Buchstaben **B. v. H.**"

Wie vom Donner gerührt schaute Willerich den Todtengräber an. Mit dem Ausrufe: „Das ist Gottes Strafgericht!" sank er auf die frische Erde des Hügels nieder und betete für die arme Seele seines Feindes Berthold von Hohenburg.

Als er sich eben wieder gesammelt hatte, und den Todtengräber nach dem Vater Fidelis fragte, da kam der Burgvogt von Hohenburg seines Weges daher. Willerich umarmte ihn und zeigte mit feuchtem Auge auf den Grabhügel. „Da liegt er, dein Herr! Ein Sturz von jähem Felsen zerschmetterte ihn!"

Ganz erschüttert kniete auch dieser nieder zum Gebete.

Beide aber bewunderten Gottes Fügungen. Auf dem Wege nun zu Vater Fidelis Klause erzählte der Burgvogt, wie er am ersten Tage nach Willerichs Befreiung keine schickliche Gelegenheit zur Entweichung habe finden können. Am zweiten Tage aber darnach, sei Ritter Berthold von Hohenburg ausgeritten, um seinen Freund Konrad von Zackenburg zu besuchen. In der darauf folgenden Nacht, sei er nun entwichen.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als unsere Wanderer die Wohnung des Vaters Fidelis erreichten. Der ehrwürdige Greis nahm sie mit inniger Freude auf. „Nehmt Platz, dort auf der Bank; ich werde euch vorsetzen, was meine kleine Vorrathskammer bietet!" Doch Willerich hatte keine Lust zum Essen. Ihm lag etwas Anderes auf dem Herzen.

„Ehrwürdiger Vater, begann er, ich habe gehört, Ihr wäret bekannt mit den Schicksalen der Familie von Schwarzburg. So saget denn, wißt Ihr, wo meine lieben Eltern, Graf Heribert von Schwarzburg und seine Gattin, und mein theures Weib sich befindet?"

„Was, rief der Greis erstaunt aus, Ihr der Sohn des Grafen von Schwarzburg, meines alten besten Freundes? Ja ich erkenne dich, komm an mein Herz, Willerich, erkennst du den Vater deines Jugendfreundes nicht?"

Lange lagen sich die Glücklichen sprachlos in den Armen. Dann aber knieten Alle nieder, und priesen den Gott des Himmels, daß er die Seinen so glücklich führe. Zwar minderte sich die Freude Willerichs um Vieles, da Vater Fidelis ihm nichts Bestimmtes über seine Familie angeben konnte. Doch dieser tröstete ihn

mit der Hoffnung, der Herr werde die verlornen Lieben gewiß eben so beschützen, wie er sie selbst beschützt habe.

— Nach dem kärglichen Mahle ging's nun an's Erzählen. Zuerst mußte Willerich alle seine uns bekannten Schicksale mittheilen. Dann aber erzählte Vater Fidelis, wie er in diese Klause gekommen sei.

„Als ich," begann er, „nach deiner Hochzeit Abschied von Rabenburg nahm, besuchte ich einen nahen Freund. Nach einigen Tagen ziehe ich nun nach Waldburg zurück; doch das Erbe meiner Väter war in einen Aschenhaufen verwandelt. Alle frühern Thalbewohner waren verschwunden; Keinen fand ich, der mir in etwas Aufklärung geben konnte. Meine Gattin sank bei dem schrecklichen Anblicke in Ohnmacht. Ich mache mich ohne weiters nach Schwarzburg auf; doch dort wäre ich beinahe zur rechten Zeit gekommen. Die Wohnung eures häuslichen Friedens loderte hell auf in lichterlohen Flammen. Unten im Thale jedoch schwärmten Kriegsleute in sündhaften Taumel umher. Da kam in mir die furchtbare Ahnung auf, daß alles dieß nur von Zackenburgs schändlichem Besitzer ausgegangen sei. Ganz niedergeschlagen und fürchtend, den Kriegern in die Hände zu fallen, eilte ich zurück. Nach einigen Tagen erreichte ich den nahen Weiler. Doch mein theures Weib war zu sehr angegriffen von den Schreckensscenen; und ehe fünf Tagen vergingen, konnte ich auf ihrem Grabe knieen. Wie ich nun so an ihrer Bahre stand, und die Vergänglichkeit alles Irdischen betrachtete, da kam in mir der Gedanke auf, und ich ergriff ihn mit der ganzen Glut meines Innern, meine übrigen Tage gänzlich Gott zu weihen, und in einsam stiller Felsenhöhle

als Einsiedler zu leben.“ Der Einsiedler schwieg, tief ergriffen.

Willerich bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und unter einem Strome von Thränen rief er aus: „So ist sie also hingeschieden, die Edle; hat auch sie ein Opfer der Rachelust eines Tigers in Menschengestalt werden müssen! O Willerich, Willerich! Was mag aus deinem theuren Vater, deiner armen Mutter, deinem geliebten Weibe, aus all den Lieben geworden sein!“

„Sei ein Christ,“ unterbrach ihn Vater Fidelis, „und bedenke, daß er, der dich so wunderbar gerettet hat, daß er auch Vater aller unserer Lieben ist, daß er ihnen Allen seine Vatergüte wird angedeihen lassen und sie zu ihrem Besten führen wird! Stelle ihm Alles anheim; er gießt ja täglich das Füllhorn seiner Gnade über uns aus; er wird Alles zum Besten lenken! — — Und nun, um von der Gegenwart zu sprechen, so denke ich, du bleibst diesen Winter bei mir, um deine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Wenn dann der Frühling wieder auf unsern Fluren blüht, dann wandern wir zusammen in die große Welt hinein, um unsere Theuren aufzusuchen. Jetzt aber leg dich zur Ruhe, und laß den lieben Gott für alles Andere sorgen.“

Willerichs Entschluß war zwar anders gewesen; doch konnte er nicht umhin, der vernünftigen Meinung des Einsiedlers beizupflichten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Konrad.

Der Lenz hatte wiederum seinen Einzug gehalten, und die mildere Jahreszeit begünstigte wieder die Raubzüge der edlen Ritter. Auch Konrad von Zackenburg wollte sich die günstige Witterung zu Nutzen machen, um die Burg eines Ritters, der ihn beleidigt hatte, wegzukapern.

Noch ein anderer Umstand trieb ihn zur Eile an. Der Ritter war nämlich auf einer Pilgerschaft zum gelobten Lande begriffen. In dessen Abwesenheit nun wollte er besagten Streich ausführen.

Mit seinen Kriegsvölkern vor jener Burg angelangt, fand er sie doch ziemlich wohl befestigt. Nichts desto weniger eroberte er gleich beim ersten blutigen Sturme die äußere Ringmauer. Für den folgenden Tag war ein neuer Sturm festgesetzt, um sich der eigentlichen Burg zu bemeistern.

Der Tag war ungeheuer schwül gewesen. Die Krieger hatten deshalb allenthalben Zelte aufgeschlagen. Als die Nacht einbrach sammelten sich in einem derselben mehrere gute Freunde, um sich an einem Kruge Meth zu laben.

„Also du kannst es als sicher behaupten," fragte ein stämmiger Kriegsmann seinen Freund, „daß unser Herr den Schwarzburger hat ermorden lassen? Ich kann die Sache nicht glauben, Martin."

„Ei doch," erwiederte der Gefragte, „hat's mir

ja Georg, der dabei war, selbst erzählt. Der hat Alles mit angesehen, wie sie den Pater banden und ins Gefängniß zum Ritter von Schwarzburg schleppten, damit er es selbst sähe, wie man seinen gnädigen Herrn hinrichte."

„Also selbst gesehen?"

„Was ich dir sage; und erzählte dazu noch, wie der Schwarzburger sehr gefaßt war, sein Haupt ohne zugebundene Augen auf den Block legte, und wie sie Alle wie versteinert da gestanden wären. S' muß doch ein Ehrenmann gewesen sein, dieser Heribert!"

„Das mein ich ebenfalls, erwiederte der Erstere; ich kann nicht begreifen, wie unser Herr dazu gekommen ist. Erst lebt er mit den Schwarzburgern und Waldburgern im besten Einverständnisse und dann nimmt er seine Freunde auf einmal gefangen und verbrennt ihre Burgen. S' war doch himmelschreiend mein ich!"

Unterdeß hatten sich rabenschwarze Wolkenberge gesammelt, und schon erfolgte zuweilen ein weithallender Donnerschlag.

„Ja," erwiederte Martin, „da halt ich mit dir Und wenn ich dann dazu bedenke, wie er so manche Ritter bekriegt, die ihm nie in den Weg gekommen sind, dann erscheint er mir als ein Räuber, der des Namens „Ritter" nicht würdig ist, dann werde ich vollends an ihm irre." Ein Blitz erhellte gräßlich das Zelt; ihm folgte ein Donner, der Alles zu zermalmen drohete.

„Du einfältiger Grünschnabel," rief ihm ein Dritter zu, „wärest besser ein Mönch geworden; könntest dann besser dein Predigen anbringen. Ritter Konrad ist ein

Ehrenmann; und wenn mich nur einer im Geringsten beleidigt hätte, würde ich ihm das nie vergessen! Mag mir Gott helfen, ich........ Rrrrrr...... rumm, rumm, rollte der Donner durch den in Aufruhr gebrachten Aether; der Sprecher saß vom Blitze getroffen leblos da, den Kameraden aber standen die Haare zu Berge, und der gehobene Methkrug entfiel ihren Händen. Lange dauerte es, ehe sich alle von der furchtbaren Bestürzung erholt hatten.

„Das war Gottes Gericht!" begann Einer in ernstem Tone: „Brüder, mir steht ein Gedanke in der Seele auf, den will ich euch mittheilen." — Während dessen öffneten sich die Schleußen des Himmels wie die Schrift sagt, und der Regen goß in mächtigen Strömen herunter. — „Ihr habet gehört, was der Verschiedene gesprochen, und ich glaube, ihr Alle werdet hierin einen Fingerzeig Gottes sehen, daß unser Herr den Schwarzburger unschuldig gemordet, daß ebenfalls sein gegenwärtiges Beginnen ungerecht ist. Sollen wir nun eines ungerechten Werkes Helfer sein? Wird uns der der den Erdball mit mächtiger Hand umfasset, den Blitz und Donnerkeil nach seinem Gutdünken sendet, wird er uns nicht eben so strafen? Auf deshalb unsere Kameraden zu ermuntern, damit wir Alle uns vor Ritter Konrad stellen, und ihn angehen um Aufhebung der Belagerung, um Freilassung seiner Gefangenen. Wer sein Seelenheil liebt, der folge mir!"

Diese Worte, in einem so tief ergreifenden Momente mit Ernst gesprochen, wirkten mächtig. Alle folgten dem Redner, und in einer halben Stunde waren alle Kriegsleute dahingebracht, daß sie obigem Vor=

schlage beistimmten. Es wurden nun Einige ausgewählt, die als Repräsentanten aller Uebrigen Konrad das Gesuch vortragen sollten.

Inzwischen wurde der Regen immer stärker und stärker; es war, als wolle der Wolken grausig schwarze Wucht in verheerendem Guße auf die Erde niederstürzen. Der Sturm riß sich von seinen Fesseln los, und wüthete mit fürchterlichem Toben, als wolle er Alles in gewaltigem Fluge mit sich fortreissen, oder in dem furchtbaren Ungestümm seines Andranges zusammendrücken. Alles dieses beschleunigte nur die Eile der Abgeordneten zum Zelte Konrads.

Sie fanden ihn allein, den Kopf auf die Hand gestützt, mit einer Miene, die nur einem Verbrecher eigen ist, der in peinlicher Gespanntheit auf seine Strafe wartet. Kaum hatten sie ihm mit männlichem Ernste ihr Gesuch vorgetragen, da nahm der Sturm alle Kraft zusammen, und — das Zelt stürzte unter lautem Getöse zusammen; Konrad mit seinen Kriegern lag unter demselben begraben. Ein lauter Schrei aus der Ferne ließ vermuthen, daß auch noch andern Zelten dasselbe Loos getroffen habe. Konrad arbeitete sich endlich mit großer Mühe unter der schweren Last hervor; die rechte Hand war ihm zerquetscht. Er mochte eine geraume Zeit in seiner jämmerlichen Lage zugebracht haben; denn das Wetter hatte ziemlich ausgetobt.

Das ganze Läger war leer. Da stand er nun verlassen, er vor dem so viele zitterten. Sein Gewissen war furchtbar geweckt: die Erzählung und die Bitte der Abgeordneten, die schreckliche Scene der vorigen Stunde, Alles ging an seiner Seele nicht fruchtlos vorüber. In

tiefes Nachdenken versenkt, schritt er den Hügel hinab. Da begegneten ihm Einige seiner Dienstmannen, die ihm berichteten, daß seine Leute sich unten im Walde gesammelt hätten, daß sie aber abgeschickt seien, ihren Herrn zu suchen.

Stillschweigend schritt Konrad neben ihnen her. Von seinen Leuten wurde er mit Jubelgeschrei empfangen. Er aber befahl, gleich aufzusitzen und nach Zackenburg zu ziehen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Schöne Scene zu Liebeinsam.

Es war ein schöner Frühlingstag; Gefilde und Fluren hauchten Freude und Wonne. Adelheid wollte diesen Tag nicht unbenützt vorübergehen lassen, sondern heute wieder nach Liebeinsam wallfahrten. Ihr Herz war auch mehr als je bedrängt; denn der Abt von Gottesfriede hatte gestern auf ihre Fragen nach Pater Bruno so unsicher die Achseln gezuckt. Schon Jahre lang war Pater Bruno verschwunden; immer hatte sie der Abt mit froher Hoffnung hingehalten, gestern aber hatte er auch diese auf einmal vernichtet. Kein Wunder also, daß sie jetzt des Trostes mehr als je bedürftig war.

Noch betete sie mit ihren Töchtern in Thränen gebadet; alle Lieben, die sie verloren, stellten sich lebhaft ihrer Seele dar, und mehr als je mochte die Sehnsucht nach ihnen in ihr aufgeflammt sein.

Plötzlich vernahmen die Betenden Männerstimmen in ihrer Nähe. Erschrocken blickten sie nach dem Eingange des Kirchleins hin, und sahen mehrere Männer hineintreten.

„Sie sind's, sie sind's riefen diese. Theure Mutter! theures Weib! theure Freundin!" Das waren die Ausrufe, die man durch einander vernahm. Alle lagen sich einander an der Brust; die Frauen aber lagen ohnmächtig in den Armen der Männer.

Unser Leser wird sich diese Scene kaum erklären können. Jene Männer waren: Willerich, Pater Bruno, Vater Fidelis und Kunibert. Als die Frauen sich von ihrer Ohnmacht erholt hatten, und sahen, daß das Ganze kein Traum, sondern Wahrheit sei, da drückten sie Alle nochmals an ihr Herz, und freudiges Entzücken schwebte auf ihren Gesichtern.

Adelheid aber blickte suchend im Kreise umher. Einer fehlte. Ein fragendes: „Heribert?" entschlüpfte leise ihren Lippen. Die Antwort las sie in den Blicken der Wiedergefundenen. Große Thränen rannen über ihre eingefallenen bleichen Wangen, die so eben, ob der Freude, eine innige Röthe geziert hatte.

Der aufmerksame Beobachter und Menschenkenner konnte in ihr einen Kampf wahrnehmen, den das menschliche Gefühl, das unter der Hiobsbotschaft Leidensdruck zu erliegen schien, und das höhere göttliche Gefühl, das die Religion gibt, das die Seele gegen jeden der Wechselfälle dieses Erdenlebens kräftiget, in ihrer mächtig wogenden Brust mit einander kämpften. Doch das bessere Gefühl errang den Sieg, und sie, die so vieles erduldet hatte, die von des Lebensmeeres wild-

bewegten Wogen an so manche Unglücksklippe geworfen war, sie nahm auch dieses Leiden von der Hand des Allmächtigen ohne Klage an.

Vater Fidelis aber hatte ihren innern Kampf bemerkt, und sprach deshalb zu ihr: „Nicht ihr allein, edle Frau, habet einen Verlust zu beweinen. Blicket um Euch, vermisset ihr nicht noch Andere in unserm Kreise? Auch mich hat die Vorsehung heimgesucht. Ihr habet den Gatten verloren, ich habe die Gattin, die theure, zu Grabe tragen müssen. Und du, Kunigunde, den Gatten hast du wieder gefunden, ihn hat der Lenker unserer Schicksale wieder in deine Arme zurückgeführt. Doch sie fehlt, die theure Mutter, unsere Freundin Mathilde; ihre morsche Hülle ruht im Grabe. Aber nun klaget und murret nicht! Seid Christen, und vergeßet es nicht, daß Gott es ist, unser lieber Vater im Himmel, der dieses über uns verhängt hat. Hat er uns doch glücklicher gemacht, als wir je noch zu werden hoffen konnten, da er uns Alle wieder zusammen führte. Er weiß und thut, was uns Allen am Besten ist; darum trauert nicht, sondern opfert alle eure Leiden Gott auf!“

Diese Worte verfehlen ihre Wirkung nicht. Alle knieten nieder zum Gebete. Zwar rannen häufige Thränen auf des Altares Stufen hinab; doch standen Alle gefaßt und getröstet wieder auf. Adelheid mahnte jetzt zum Aufbruche nach ihrer Wohnung. Unterwegs nun erschöpfte man sich in Fragen und Erzählungen über die bisherigen Schicksale eines Jeden. Wir wollen hier nachtragen, was dem Leser noch unbekannt ist.

Jene verhängnißvolle Nacht hatte auf Konrad so

wohlthuend eingewirkt, daß er ein ganz anderer Mensch geworden war. Er eilte mit seinen Leuten nach seiner Burg Kerzungen zurück. Allda angekommen, ließ er gleich die Gefangenen, Pater Bruno und Kunibert in Freiheit setzen. Seinen Leuten befahl er blos, für seine arme Seele zu beten, und schloß sich dann einige Tage auf seinem Zimmer ein.

Pater Bruno und Kunibert begannen nun ihre Reise nach der Wohnung Adelheidens. Unterwegs kamen sie durch einen Weiler. An dem Kirchlein desselben wollten sie nicht vorbei gehen, ohne vorher einige Augenblicke der Andacht zu weihen. Als sie herein traten, gewahrten sie zwei Männer, in denen sie beim Aufstehen Willerich und den Grafen von Waldburg erkannten. Nach der ersten Freude des Wiedersehens und nach Erzählung aller Schicksale, die ihnen widerfahren, erzählte nun Vater Fidelis, wie sie unterwegs bei einem Einsiedler eingekehrt seien, und zufällig Nachrichten über Mathilde von Rabenburg erhalten haben.

Sie sei nämlich nach der Plünderung des Schlosses entflohen, und habe bei diesem Einsiedler Obdach gefunden. Die Gräuelscenen haben aber so auf die Unglückliche eingewirkt, daß ihr Körper den Leiden erlegen sei. Ein einfaches Kreuz gebe Kunde von ihr. — — Auf dem Wege nun nach der Wohnung Adelheidens kamen unsere Reisenden an Liebeinsam vorbei, an das sich so manche traute Erinnerungen knüpften. Wie sie hier nun einkehrten um den Herrn des Himmels in brünstigem Gebete für seine Güte zu danken, da fanden sie die Lieben, die lange Verlornen wieder.

Das einsame Kirchlein sollte auch diesmal der Schauplatz für eine schöne Scene sein.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Schöne Scene auf Schwarzburg.

Die lange Verlornen hatten sich also endlich wieder gefunden. Ganz das Glück ihres Daseins genießend lebten sie vorerst sorgenlos. Das Benehmen Konrads war allen ein Räthsel. Doch glaubten Alle auf eine Umänderung seines Charakters schließen zu müssen. Dieser Gedanke wurde bei ihnen zur freudigen Gewißheit durch folgende Begebenheit. Vater Müller kam einst, da er in die benachbarten Ortschaften Mehl bringen wollte, an Schwarzburgs öder Stätte vorbei. Wie staunte er aber, da er hier die regste Thätigkeit gewahrte, da statt der alten abgebrannten Mauern, neue schon sich weit über die Erde erhoben. Verwundert fragte er einen der Arbeitsleute, was dies zu bedeuten habe? „Unser Aufseher,“ antwortete der Gefragte, „sagte uns, Ritter Konrad habe ihm befohlen, die Schwarzburg, so wie noch einige andere Burgen, die er zerstört hat, aufs Herrlichste wieder aufbauen zu lassen. Er hat ihm hierzu auch ungeheure Summen Geldes gegeben; und wenn wir mit dieser Burg in etwas fertig sind, dann muß ein Beauftragter durchs ganze Land bekannt machen, daß sich die Gräfin Adelheid von Schwarzburg doch zur Wiederantretung ihrer Güter melden möge. Was aus Ritter

Konrad geworden ist, weiß Niemand. Er hat sich auf unbestimmte Zeit von seinen Gütern entfernet. Mit dem ist eine große Umänderung vorgegangen.“

Man kann sich leicht Werners Staunen bei diesen Worten denken. Er dankte dem Manne für die Mittheilung und fuhr eilig nach Hause zurück. Athemlos, so schnell seine alten Beine es erlaubten, eilte er dann zu Adelheidens Wohnung, und erzählte seine Neuigkeit. Da sanken Alle gerührt auf die Knie. „Wir danken dir, Allmächtiger,“ betete Adelheid, „für deine überschwengliche Güte und Barmherzigkeit. Aber nicht dafür danken wir, daß du uns wieder mit Gütern dieser Erde, die dein Apostel Koth nennt, überschütten willst; sondern dafür preisen wir dich, daß du dich eines Unglücklichen erbarmet, ein verirrtes Schäflein zur Heerde deiner geliebten Kinder zurückgeführt hast. Züchtige ihn aber nicht in deinem Zorne, sondern schenke ihm jetzt glückliche Tage, die er unmöglich bis jetzt hat haben können. Friede und Freude möge auch ihm jetzt blühen, wie deine Engel bei der Geburt deines Eingebornen sangen; „Friede den Menschen, die eines guten Willens sind.“

War das nicht das Gebet einer wahren Christenseele? So konnte nur eine Seele beten, die erhaben über die Stürme dieses niedern Erdenthals, nur für Gott und seinen heiligsten Willen lebt; so konnte nur eine Seele sprechen, die das Wort des großen Weltapostels begriffen hatte: „Ich aber erachte Alles für Koth, was nicht ist Christus!“ Noch wurde Vieles über dieses gesprochen, da trat Adelbert von Schwarzburg herein, jetzt Pater Benedikt, der in der Klause des Ein-

siedlers, der sein Leben, so muthig hingegeben hatte, jetzt die Tugenden seines großen Vorgängers ausübte; mit ihm ein fremder Herr. Pater Benedikt umarmte zuerst Willerich und die Herren von Waldburg, dann aber führte er den Fremden seiner Mutter zu und sprach:

„Dieser Mann kommt in wichtigen Geschäften zu dir. Der Erzbischof von Bremen hat nämlich seinen Posten als Reichsverweser verlassen müssen; an seiner Stelle ist jetzt dem mündig erklärten Kaiser der Kölner Erzbischof zur Seite gesetzt worden. Er hatte die Unbill, die ihr Alle von Konrad erlitten habt, noch im Gedächtniß. Gleich beschloß er den Frevel zu rächen. Da erschien auf einmal eine Gesandschaft von Konrad, der durch Gottes Gnade jetzt neugeboren ist, und thut in ihres Herrn Namen Abbitte für Alles Unrecht, das er euch gethan. Zugleich sagt sie, wie ihr Herr auf Alles, was er besitze, Verzicht leiste, und seine sämmtlichen Güter in drei Theile getheilt habe, wovon der größere an Schwarzburg, der andere an Waldburg, und der dritte an Rabenburg fallen solle. Dadurch war der Erzbischof gänzlich befriedigt, und läßt euch durch diesen Mann die von dem Kaiser selbst besiegelte Urkunde zustellen. Konrad wünscht auf dieser Erde nichts mehr, als daß ihr Alle ihm verzeihet. Nun, was sagt ihr zu dem Antrage?“

Adelheid nahm wieder das Wort: „Theurer Sohn, wie kannst du uns so etwas zumuthen? Ist es für uns nicht schon Freude genug, wenn wir aus deinem Munde wahrnehmen, daß Konrad gerührt sei von einem Strahl der Gnade? Und wenn uns unser recht-

mäßiges Eigenthum nun wieder zugestellt wird, was wollen wir mehr? Wir verlangen keinen Fingerbreit von Konrads Besitzungen; möge er sie wieder in Besitz nehmen, und jetzt dort Tage des Friedens und des Glückes verleben, wo ihn früher das ewig marternde Gewissen nicht ruhen ließ. Und ihr, edler Herr, saget dem Kaiser unserm Herrn, wir alle ließen ihn flehentlich bitten, doch über Konrad keine weitere Strafe zu verhängen, sondern ihn in ruhigem Besitze seiner Güter zu belassen. Auch er wird sich ja gewiß freuen, einen edlen, gottesfürchtigen Ritter mehr in seinem Reiche zu besitzen."

Eine hohe Röthe färbte die Wangen der edlen Sprecherin. Sie hatte gesprochen, wie ihr Sohn, Pater Benedikt, es wünschte. Dankend drückte er ihr die Hand. Der Fremde aber stand gerührt da.

„Edle, schöne Seelen!" rief er begeistert aus, wie beschämt ihr mich! Bin ich doch oft und viel im heiligen römischen Reiche im Auftrage meines Herrn herumgereiset, hab' ich viele, sehr viele Bewohner Germaniens kennen gelernt, von dort, wo die Eider ihre grünlichen Fluthen hinwälzt, bis wo Italiens Meere und Berge unsere Gränze ziehen; doch solchen Edelmuth, solche Gottes-, solche Nächstenliebe habe ich nimmer gefunden! Wäre der Kaiser, mein Herr, hier unter uns; wie glücklich würde er sich schätzen, in Mitte solcher Unterthanen zu stehen! Das soll, das darf nicht unbelohnt bleiben!"

Pater Benedikt merkte, wie unangenehm den Umstehenden des Mannes Lobrede war; deshalb unter-

brach er ihn und sprach: „Da ihr nun so euern Willen ausgesprochen habt, so will ich ihn Konrad melden.“

„Also du weißt, geliebter Sohn,“ fiel Adelheid ein, „wo er sich befindet? Wo ist er? führe ihn zu uns, damit wir uns mit ihm freuen!“

„Das kann für jetzt nicht geschehen; bei einer andern Gelegenheit wird er sich euch vorstellen. Uebrigens verbleibet hier noch einige Zeit. Dann besuche ich euch wieder, und wir wollen dann sehen, was es weiter gibt.“

Nach diesen Worten nahm er mit dem Fremden Abschied. Unsere Familie aber lebte mehrere Monate in früherer Weise still und ruhig in ihrem einsamen Thälchen. Da — an einem schönen Augusttage — erschien Pater Benedikt seinem Versprechen gemäß, und diesmal wieder mit einem Fremden.

Dieser begann: „Mein Herr, Konrad von Zackenburg, läßt Euch durch mich freundlichst grüßen, und bittet Alle nochmals um Verzeihung. Er wünscht sein Unrecht soviel wie möglich wieder gut zu machen. Deshalb läßt er Euch Alle bitten, doch jetzt, da man mit dem Baue auf Schwarzburg so weit vorangeschritten, daß der für die gräfliche Familie bestimmte Flügel bereits ausgebaut ist, denselben zu beziehen.“

Adelheid wollte zwar Einrede machen; doch Pater Benedikt erinnerte, gerade weil Konrad es wünsche, müsse man dies um so eher thun. So zogen denn nun Alle hin nach Schwarzburg, das so lange verödet da gelegen hatte, und nur Eulen zu Bewohnern, und des Himmels Wolken zu Beschauern gehabt hatte. Sie fanden Alles aufs herrlichste geschmückt,

Alles so eingerichtet, wie früher, ja sogar meist dieselben Hausgeräthe noch. Kisten und Schränke waren ebenfalls mit Allem, was zum Lebensbedarfe gehört, überflüssig gefüllt. Adelheid fragte wieder nach Konrad; doch Pater Benedikt bedeutete ihr, er würde zu seiner Zeit schon erscheinen.

Der Bau wurde nun eifriger als je fortgesetzt. Besonders schön sollte die künftige Schloßkapelle werden. Adelheid mit den Andern wandelte oft unter den Arbeitern umher, und sprach liebevoll mit Jedem. Besonders aber wurden Alle auf einen derselben aufmerksam. Er hatte seine Mütze immer tief ins Gesicht gezogen und sah nie auf. Den ganzen Tag arbeitete er mit dem unermüdlichsten Fleiße; und wenn seine Mitarbeiter der Ruhe pflegten, dann lag er oft stundenlang vor einem steinernen Kreuze und betete unter so häufigen Zähren, daß noch oft das Plätzchen, wo er gekniet, feucht war. Seine Mitarbeiter hegten eine große Achtung und Ehrfurcht für ihn, und erzählten sehr viel Rühmliches von ihm. „Wenn wir," sagten diese, „unser Morgen- und Vesperbrod verzehren und gerne noch mehr, als das Zugelegte, hätten; so ißt er entweder gar nichts, oder er theilt seinen Antheil doch mit irgend einem Bettler. Erhalten wir am Samstag unsern Wochenlohn, und thun uns recht gütlich damit, dann theilt er den seinigen unter die Armen, oder bringts nach dem Liebeinsam-Kapellchen in den Opferstock."

Das schien Alles auf etwas Außergewöhnliches zu deuten, deshalb suchte Adelheid mit dem Manne sich in ein Gespräch einzulassen. Er aber suchte dies sichtlich

zu vermeiden, und als er nun Schicklichkeit halber Rede stehen mußte, sagte er mit fast erstickter Stimme: er habe gelobt, während des Baues so wenig wie möglich zu sprechen; nun möge man ihn nicht zur Brechung seines Gelübdes veranlassen. Nach Beendigung des Baues werde er nicht verfehlen, vor der hohen Herrschaft zu erscheinen."

Adelheid wollte in dem Tone, womit diese Worte gesprochen wurden, etwas Bekanntes gefunden haben; doch konnte sie nicht zum klaren Bewußtsein darüber kommen.

Im Oktober nun war der Bau des Kirchleins in so weit vorangeschritten, daß nichts der Einweihung mehr entgegenstand. Diese war nun auf den 12. festgesetzt. Weit und breit waren alle Herren hierzu eingeladen; der Abt von Gottesfriede sollte die Einweihung vornehmen.

Die Akte des kirchlichen Ritus bei einer Kirchweihe waren vorüber. Alle saßen im großen Ahnensaale an fröhlicher Tafel zusammen, und beim Becherklange wurde manch schönes Wort gesprochen, über die Leiden und Schicksale unserer Familie. Da trat auf einmal ein Ritter in voller, herrlicher Rüstung herein, begleitet von glänzendem Gefolge. Mit einer tiefen Verbeugung vor Adelheid begann er:

„Schon einmal bin ich bei Euch mit Euerm hochwürdigen Sohne im Auftrage des Kaisers zum Besuche gewesen. Auch jetzt erscheine ich wieder auf meines Herrn Befehl mit Freuden in Eurem lieben Kreise. Der Kaiser mein Herr war hoch erstaunt, ob meines Berichtes, und fühlte sich überglücklich, wie ich es vor-

her sagte, solche schöne Seelen unter seinen Unterthanen zu wissen. Graf Konrad von Zackenburg aber beharret fest auf seiner Resignation. Da ihr Alle jedoch so edelmüthig den Euch gebotenen Antheil ausgeschlagen habet, so hat Konrad einen neuen Vorschlag gemacht, den der Kaiser auch gebilligt hat. Seine sämmtlichen Besitzungen nämlich theilt er wieder in drei Theile, und auf jedem dieser Stücke soll ein Kloster gebaut werden. Damit ihr aber sehet, daß der Kaiser, mein Herr, jede schöne That zu belohnen weiß, so überreiche ich Euch in seinem Namen die Geschenke."

Einige Trabanten traten vor, und der Graf von Ehrenfels, — so hieß der Fremde — überreichte Adelheiden ein wunderschön gearbeitetes Kruzifix von Gold, den andern Frauen kostbares Geschmeide, Willerich eine künstlich gearbeitete neue Rüstung, ebenso Kunibert, dem alten Grafen Waldburg aber einen kostbaren Degen, und zuletzt Pater Benedikt und Bruno jedem eine herrliche Abschrift der heiligen Schrift.

„Dann," sprach ferner Graf von Ehrenfels, „es ist des Kaisers Wille, daß Schwarzburg, Waldburg und Rabenburg jedes die Schirmvogtei über eines der auf Graf Konrads Besitzungen zu bauenden Klöster übernehme. Zudem läßt er Euch, edle Gräfin von Schwarzburg, hiemit die Schenkungsurkunde der an ihn gefallenen Grafschaft Hohenburg mit sämmtlichen Rechten und Gefällen überreichen, und wünscht, daß Ihr noch lange leben und ihm noch eine treue Unterthanin sein möget. Friede und Freude möge Euch Allen von jetzt an blühen!"

Gerührt drückten ihm Alle die Hand. Lange ver-

mochten Keines ein Wort zu sprechen. Endlich begann Adelheid:

„Einer fehlt noch um unsere Freude vollständig zu machen, nämlich Graf Konrad. Und du, mein Sohn, hast mir versprochen," fuhr sie fort, indem sie sich zu Pater Benedikt wenden wollte.

„Was ich versprochen, halte ich!" ertönte eine Stimme von der Thüre her, und herein traten der Abt und Pater Benedikt, in ihrer Mitte jenen Arbeiter. Dieser aber warf Mütze und Arbeitersjacke von sich und in spiegelblanker Rüstung warf er sich Adelheiden und den Uebrigen zu Füßen mit den Worten: „Verzeihung Euerm frühern Feinde Konrad!" — — —

Sprachlos standen Alle da. Das hatte Niemand erwartet. Das war eine Buße die alle Begriffe überstieg. Bis zu Thränen gerührt erhob Adelheid den Büßenden und schloß ihn liebevoll in ihre Arme. Endlich sprach sie: „Gott sei gedankt, daß wir Euch endlich unter uns haben, wonach wir so sehr verlangten. Und da Ihr auf alle Eure Güter verzichtet habet, und durch des Kaisers Gnade und Wille mir die Grafschaft Eures seligen Freundes Hohenburg zugefallen ist, so bitte ich Euch flehentlich, nehmt Besitz von seinen Gütern. Oder wollt Ihr das nicht, so bleibet bei uns, und theilt mit uns was wir haben."

Mit thränendem Auge aber erwiederte Konrad: „Nicht so, edle Frau, ich bin dessen nicht werth. Es kann nicht sein. Zum letzten Male schmückt mich heute diese Ritterkleidung. Mein Entschluß steht fest. Morgen empfange ich aus den Händen des Hochwürdigen Abtes das Ordenskleid, und will dann unter Eures

Sohnes Anleitung meine Sünden büßen. Von Euch allen erbitte ich mir nur, für meine arme Seele zu beten."

Das war sein hochherziger Entschluß! Groß waren seine Vergehungen; groß war aber auch seine Buße, groß seine Liebe! Wer mit ihm gefehlt hat, möge auch mit ihm Buße thun! Möge ein Jeder an ihm ein Beispiel nehmen!

In demselben Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Graf Hugo von Craenhove
und
sein Freund Abulfaragus.
Erzählung
von
H. Conscience.
Nach dem Flämischen
von
G. Wagner.

Mit einem Stahlstiche. 8. geheftet. 18 ngr. od. 54 kr.

Diese treffliche Erzählung des edlen Flamänders, der in Deutschland zuerst durch den hochwürdigsten Fürstbischof von Breslau, Freiherrn v. Diepenbrock, eingeführt wurde, wird von allen Ständen, von Jung und Alt, mit höchstem Interesse gelesen werden.

Der Findling von Granada.
oder:
Die Vorsehung wacht.
Eine Erzählung aus den Zeiten der Mauren in Spanien.
Für die erwachsene Jugend.
Von dem Verfasser der „Glocke der Andacht."

Zweite verbesserte Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. geheftet 18 ngr. od. 54 kr.

Diese treffliche Volks- und Jugendschrift, deren erste Auflage von den schlesischen Kirchenblättern, Benkerts Religionsfreund, der Darmstädter Kirchen- und Schulzeitnng zur allgemeinen Anschaffung empfohlen wurde, erscheint hier vielseitig verbessert und wird allgemein durch ihren höchst interessanten und unterhaltenden Inhalt entzücken.

In demselben Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Graf Hugo von Craenhove
und
sein Freund Abulfaragus.

Erzählung
von
H. Conscience.
Nach dem Flämischen
von
G. Wagner.

Mit einem Stahlstiche. 8. geheftet. 18 ngr. od. 54 kr.

Diese treffliche Erzählung des edlen Flamänders, der in Deutschland zuerst durch den hochwürdigsten Fürstbischof von Breslau, Freiherrn v. Diepenbrock, eingeführt wurde, wird von allen Ständen, von Jung und Alt, mit höchstem Interesse gelesen werden.

Der Findling von Granada.
oder:
Die Vorsehung wacht.

Eine Erzählung aus den Zeiten der Mauren in Spanien.

Für die erwachsene Jugend.

Von dem Verfasser der „**Glocke der Andacht**."

Zweite verbesserte Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. geheftet 18 ngr. od. 54 kr.

Diese treffliche Volks- und Jugendschrift, deren erste Auflage von den schlesischen Kirchenblättern, Benkerts Religionsfreund, der Darmstädter Kirchen- und Schulzeitnng zur allgemeinen Anschaffung empfohlen wurde, erscheint hier vielseitig verbessert und wird allgemein durch ihren höchst interessanten und unterhaltenden Inhalt entzücken.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schildgen, Josef

Schicksale der Familie v. Schwarzburg oder: Gottes Führungen sind wunderbar Eine charakteristische Erzählung aus der Zeit Kaiser Heinrich IV. ... ; mit einem Stahlstiche

Augsburg 1846

Paed.pr. 3048 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760981-2